

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91,
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 25

São Paulo, 14 Dezember 1912

IX. Jahrg.

Zur gefälligen Beachtung.

Wir sehen uns leider gezwungen, die säumigen Zahler nochmals aufzufordern, ihr rückständiges Abonnement doch endlich einsenden zu wollen, widrigenfalls wir die Zusendung des Blattes einstellen und die Ausständigen öffentlich in der Zeitung zur Zahlung auffordern werden.

Arbeitslöhne und Kosten der Lebenshaltung in São Paulo.

Wohl nirgends in Brasilien stehen die Arbeitslöhne und die Kosten der Lebenshaltung in einem so großen Mißverhältnis wie in São Paulo. Stand das Kaffeedorado schon immer in dem zweifelhaften Rufe eines „teuren Pflasters“, so ist im laufenden Jahre die Teuerung bezw. das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben der Angehörigen des sogenannten vierten Standes, zu dem wir auch die Privatbeamten rechnen, immer unerträglicher geworden. Es soll nicht bestritten werden, daß infolge der Hochkonjunktur die Verdienstmöglichkeit eine bedeutende Steigerung erfahren hat und die Arbeitslosigkeit, welche in der Zeit der Kaffeekrise so beängstigend groß war, auf ein Minimum reduziert ist, aber andererseits hat die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkte durch verstärkten Zuzug aus dem In- und Auslande sich auch so verschärft, daß die Aufbesserung der Löhne, welche sonst die gesteigerte Nachfrage nach Arbeitswerten im Gefolge haben müßte, hintangehalten wird, oder doch nur eine ganz minimale ist und in keiner Weise die wohnsinnige Steigerung der Kosten der Lebenshaltung kompensiert. Dabei ist die Teuerung größtenteils künstliche Mache und in der Hauptsache durch eine wilde, plan- und ziellose Bodenspekulation hervorgerufen. Man ist vollkommen berechtigt, diese in erster Linie für die ungesunde und darum auch unhaltbare Situation, in welcher wir uns seit dem sichtbaren Einsetzen der Hochkonjunktur befinden,

verantwortlich zu machen, denn sie hat vornehmlich die Heraufschraubung der Mieten und nicht zum kleinsten Teile die erhebliche Verteuerung der unentbehrlichsten Lebensmittel bewirkt. Schon immer hat hier die Aufwendung für die Wohnung den Ausgabeetat des Arbeiters übermäßig belastet, und im Durchschnitt verschlang die Ausgabe für die Miete ein Drittel des mittleren Arbeitereinkommens. Jetzt hat sich das Verhältnis noch viel ungünstiger gestaltet und die Fälle sind gar nicht selten, daß für die Miete die Hälfte des Einkommens geopfert werden muß. Bei solcher Sachlage kann der Arbeiter unmöglich auf einen grünen Zweig kommen, und tatsächlich hat man auch noch nie in Arbeiterkreisen so viele und berechtigte Klagen über die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse gehört. Mehr oder weniger leiden unter der Kalamität auch die Privatbeamten, deren Gros im allgemeinen relativ schlecht und teilweise sogar schlechter als die Arbeiter bezahlt wird.

Was nützt dem Arbeiter und dem Privatbeamten der glänzende wirtschaftliche Aufschwung, wenn er sich nicht auch gleichzeitig zu einem höheren Einkommen aufzuschwingen vermag, wenn seine wirtschaftlichen Verhältnisse sich verschlechtern, während alle anderen Erwerbsstände aus dem Aufschwung Gewinn schlagen? Und muß der Aufschwung nicht schließlich ein Ende mit Schrecken nehmen, wenn die Konsumkraft des Arbeiters und Privatbeamten in dem Maße abgeschwächt wird, in dem die Kosten der Lebenshaltung sich erhöhen? Wer sind schließlich die Hauptkonsumenten und wem ist letzten Endes der Aufschwung zu danken, wer anders als die Werte schaffenden Klassen sind die Triebfedern des wirtschaftlichen Fortschritts? Stellt man nicht geradezu durch die ins Ungemessene gesteigerte Verteuerung der Lebenshaltung, welche am empfindlichsten die produzierenden Stände trifft, die Existenz der Henne in Frage, welche die goldenen Eier legt? Wenn die Teuerung nicht bald ihr Ende erreicht und namentlich in der Wohnungsfrage kein Wandel zum Besseren eintritt, so werden wir auf der Wirtschaftsleiter ebenso rasch wieder abwärts klettern, wie wir langsam und mühselig in die Höhe geklettert sind, und das trotz des vielleicht auf Jahre hinaus gesicherten Hochstandes des Kaffeepreises.

Bis vor kurzem hat es leider an Zahlenmaterial gemangelt, aus welchem man sich Aufschluß über

die Lage des Arbeitsmarktes, die Lohnverhältnisse und die Kosten der Lebenshaltung verschaffen konnte. Diesem Mangel ist jetzt, freilich in sehr bescheidenem Maße, durch eine amtliche Veröffentlichung, die sich „Boletim do Departamento Estadual do Trabalho“ betitelt und vom Ackerbausekretariat herausgegeben wird, abgeholfen worden. Das Bulletin erscheint in vierteljährlichen Abständen. Es sind bis jetzt drei Nummern ausgegeben worden. Die uns vorliegende Nummer 3 ist sorgfältig zusammengestellt und redigiert. Sie enthält eine Fülle von Informationen, die nicht minder wertvoll für den Volkswirt wie für den Sozialpolitiker sind.

Von allgemeinem Interesse sind die Zusammenstellungen, welche sich auf den letzten Seiten befinden. Sie umfassen die Arbeitslöhne in der Stadt São Paulo und in Santos, ferner die Löhne der ländlichen Arbeiter und die Preise der hauptsächlichsten Lebensmittel in der Hauptstadt, und beziehen sich auf die Zeit vom 1. April bis 30. Juni des laufenden Jahres. Wir entnehmen ihnen die folgenden Daten. Es verdienen in der Berichtsperiode in der Hauptstadt (pro Tag):

Im Baufach	
die Fassadenarbeiter (Frentistas)	12\$—16\$
„ Stukkateure	12\$
„ Maurer	4\$500—7\$
„ die Maurerhandlanger	3\$—4\$
„ Anstreicher	5\$—8\$
„ Dekorateure	10\$
„ Bauschlosser	6\$—10\$
„ Zimmerleute	5\$—8\$
„ Gehilfen der Zimmerleute	5\$
„ Bautischler	5\$—10\$
„ Steinmetzen	5\$—7\$
„ Installationsarbeiter	4\$—8\$
„ Erdarbeiter	3\$500—4\$

Die Arbeitszeit für die im Baufach beschäftigten Arbeiter beträgt 8 Stunden. Die Lohnzahlung erfolgt in der Mehrzahl der Fälle halbmonatlich. Bei monatlicher Lohnzahlung wird den Arbeitern in der Regel nach Ablauf einer halbmonatlichen Arbeitszeit ein Vorschuß gewährt, der mehr oder weniger 60 Prozent des Lohn Guthabens entspricht.

Im metallurgischem Fach wurden folgende Löhne gezahlt:

	pro Tag	pro Monat
Adjustierungsarbeiter	5\$—7\$	
Dreher	7\$	
Zuschläger	3\$500—4\$	
Zuschlägerlehrlinge	1\$—3\$	
Kesselarbeiter	6\$500	
Mechaniker	8\$—12\$	
Mechanikerlehrlinge	1\$—2\$500	
Heizer		100\$—150\$
Maschinisten		130\$—250\$
Elektriker		210\$—250\$
Elektrikergehilfen		100\$—150\$
Bleiarbeiter	4\$—6\$	

In den metallurgischen Betrieben beträgt die Arbeitszeit 9 bis 11 Stunden. In der Mehrzahl der Fälle wird eine Stunde zum Frühstück gewährt. Die Lohnzahlung erfolgt ausnahmslos monatlich.

Im Transportwesen ist die Lohnskala folgende:

	pro Tag	pro Monat
Straßenbahnwagenführer	3\$300—8\$800	
Straßenbahn-Schaffner	3\$300—8\$800	
Straßenbahnwagen-Inspektor	8\$800	
Straßenbahnwagen-Rangierer	3\$500	
Straßenbahnwagen-Schmierer	3\$500	
Tramway-Maschinist		120\$—180\$
Tramway-Heizer		100\$—140\$

Tramway-Schaffner	120\$—180\$
Lastauto-Führer	150\$—200\$
Personenauto-Führer	150\$—250\$
Lohnfuhrwerks-Kutscher	90\$—150\$
Stallknechte	80\$—100\$
Lastfuhrwerksführer	4\$—4\$500
Expresboten	30\$—50\$

Die Arbeitszeit variiert zwischen 6 bis 11 Stunden. Ueber die Art der Lohnzahlung sind keine Angaben gemacht.

In der Textilbranche sind die Lohnsätze sehr verschieden, je nach der Art der Beschäftigung und der Fertigkeit des Arbeiters. Der Tagesverdienst variiert zwischen 1\$ und 6\$. Da in den Betrieben ausnahmslos die Akkordarbeit eingeführt ist, so hängt eine höhere Verdienstmöglichkeit wesentlich von der Geschicklichkeit und dem Fleiß des Arbeiters ab. Die Spinn- und Webermeister verdienen 180\$ bis 210\$, die Kontremeister 90\$ und 105\$, die Maschinisten 120\$ bis 300\$, die Heizer und Schmierer 90\$ bis 150\$ und das Personal der mechanischen Werkstätten 120\$ bis 180\$ pro Monat. Die Arbeitszeit dauert 10 bis 12 Stunden. Die Lohnzahlung erfolgt ausnahmslos monatlich. Die in den Betrieben beschäftigten Kinder verdienen 40 bis 80 Reis pro Stunde.

In der Hutindustrie schwanken die Löhne zwischen 1\$500 und 8\$000 bei 9 stündiger täglicher Arbeitszeit. In den meisten Fabriken wird der Lohn monatlich, in einigen aber auch halbmonatlich gezahlt.

In den graphischen Fächern sind die Lohnunterschiede am größten. Die Skala geht von 1\$500 bis 15\$ pro Tag. Am besten stehen sich die Graveure, welche monatlich zwischen 300\$ und 500\$ je nach Geschicklich- und Leistungsfähigkeit verdienen. Die Arbeitszeit beträgt in der Regel 8½ Stunden. Die Lohnzahlung erfolgt wöchentlich, halbmonatlich und monatlich.

In den Schneidereien verdienen die Gesellen 160\$ bis 200\$, die Lehrlinge 60\$ bis 90\$, die Zuschneider 400\$ bis 600\$ und die Zuschneidergehilfen 200\$ bis 400\$ pro Monat.

Relativ gut gestellt ist

Das Dienstpersonal.

Der Lohn der Köche schwankt zwischen 80\$ und 150\$, der der Köchinnen zwischen 50\$ und 80\$, der der Hausmädchen, Aufwärterinnen usw. zwischen 50\$ und 70\$; männliche Aufwärter erhalten 50\$ bis 100\$, Kindermädchen 15\$ bis 30\$, Ammen 100\$ bis 150\$ pro Monat bei freier Station. Wäscherinnen verdienen 3\$ bis 6\$ pro Tag, aber ohne Station. Die Hausgärtner verdienen 4\$ bis 6\$ täglich bei freier Station.

Nachstehend geben wir aus dem Bulletin noch die Lohnsätze verschiedener anderer Branchen wieder.

	pro Tag	pro Monat
Ziegeleiarbeiter	4\$500—5\$	
Bahnbauarbeiter	3\$—4\$	
Gärtner		120\$—150\$
Gärtnergehilfen		100\$—150\$
Sattler		120\$—140\$
Schachtarbeiter		120\$—140\$
Magazinarbeiter	3\$—3\$500	
Handarbeiter	4\$—5\$	
Barbiervesellen		130\$—150\$
Pianisten	3\$—10\$	
Orchestermusiker	3\$—10\$	

Zum ersten Mal haben wir in Lohnstatistiken die Pianisten und Orchestermusiker, die sonst zu der Künstlerklasse gezählt werden, in die Arbeiter-

klasse eingereicht gefunden. Die Einreihung ist indes nicht ganz ungerechtfertigt, da es sich hier nur um das Künstlerproletariat handelt. Es gibt in der Tat in S. Paulo Pianisten und Orchestermusiker, die nur 3\$ pro Tag verdienen.

Die Zusammenstellungen sind weit davon entfernt erschöpfend zu sein. Wir vermischen in ihnen u. a. Angaben über die Löhne, welche in der bedeutenden Schuhwarenbranche und in der nicht minder bedeutenden Brauereindustrie gezahlt werden. Immerhin verdient auch der lückenhafte Versuch der Herstellung einer solchen Lohnstatistik Anerkennung, denn es ist unseres Wissens der erste von amtlicher Seite unternommene. Aus den Zusammenstellungen ergibt sich, daß im Baufach sehr hohe, in den graphischen Fächern, im Transportwesen und im Schneidergewerbe hohe, im metallurgischen Fach gute Durchschnittslöhne, in der Hutindustrie niedrige und in der Textilindustrie sehr niedrige Löhne gezahlt werden. Die aufgeführten Kategorien ungelohnter Arbeiter kommen auf ein leidlich gutes Mittel. Relativ am besten bezahlt ist das Dienstpersonal. Betreffs der Löhne der Bauarbeiter muß erwähnt werden, daß der Verdienst sehr von der Witterung abhängig ist und in der Regenzeit mancher Arbeitstag im Monat verloren geht.

Es ist schwer, aus den Ziffern einen einigermaßen richtigen Durchschnittslohn herauszurechnen, wir wollen aber den Versuch machen und den Durchschnitt in den verschiedenen Branchen wie folgt veranschlagen (pro Tag):

Baufach	6\$000
Metallurgisches Fach	4\$500
Transportwesen	5\$000
Textilbranche	3\$000
Hutindustrie	4\$500
Graphische Fächer	5\$500
Schneidergewerbe	6\$000
Dienstpersonal (unter Einrechnung des Aequivalentes für freie Station)	4\$000
Bahnbauarbeiter	3\$500
Ziegeleiarbeiter	4\$500
Gärtner	4\$500
Sattler	4\$500
Schachtarbeiter	4\$000
Magazinarbeiter	3\$000
Handarbeiter	4\$000
Barbieregesellen	5\$000
Musikproletarier	5\$000

In Santos besteht die Arbeiterschaft überwiegend aus ungelerten Arbeitern. Da es so ziemlich die einzige maritime Aus- und Eingangspforte des Staates ist, so erstreckt sich die Arbeitsleistung in der Hauptsache auf die exportmäßige Aufbereitung des Kaffees und seinen Transport, ferner auf seine Einladung in die Schiffe, und schließlich auf das Löschen, Aufstapeln und den Transport von Einfuhrgütern. Infolge wiederholter Streiks sind in der letzten Zeit die Löhne teilweise nicht unerheblich gestiegen. Außerdem muß in Santos die Arbeitsleistung an und für sich besser bezahlt werden als in São Paulo, weil die klimatischen Verhältnisse ungünstiger sind als hier und die Einrichtungen im allgemeinen schwerer sind, wie beispielsweise beim Manipulieren und Transportieren des Kaffees. Die dabei beschäftigten Arbeiter werden akkordweise bezahlt und ein geschickter Kaffeemanipulator verdient manchen Tag 15\$, 20\$ und 30\$. Manchen Tag fällt allerdings der Verdienst auch ganz aus.

Die Kafiarbeiter verdienen im Minimum 5\$ pro Tag, die Lastfuhrwerkkutscher 4\$ bis 7\$, die Erdarbeiter 4\$ bis 5\$, die Handarbeiter 6\$ bis 8\$, die Maurer 5\$ bis 7\$, die Zimmerleute 6\$ bis 8\$, die

Schmiede und Dreher 6\$, die Mechaniker und Maschinisten 7\$, die Hausgärtner 4\$ bis 6\$, die im maritimen Beruf tätigen Personen zwischen 120\$ bis 300\$ pro Monat.

Die Kosten der Lebenshaltung sind in Santos und São Paulo mehr oder weniger gleich bis auf die Miete, die für Arbeiterwohnungen in Santos im Durchschnitt höher ist als in der Hauptstadt.

In den landwirtschaftlichen Betrieben sind die Löhne sehr verschieden. Den Minimaltaglohn (ohne Station) kann man auf 2\$500 veranschlagen. Ziemlich uniform sind die Löhne im Kaffeebau. Auf den meisten Plantagen werden die Arbeiten akkordweise verrichtet. Es werden bezahlt für das Behacken der Kaffeesträucher und das Reinhalten der Plantage pro Jahr 60\$ bis 150\$, für einmaliges Behacken 10\$ bis 25\$ pro tausend Sträucher. Der Pflücklohn richtet sich nach dem Ernteertrag. Ist dieser groß, so ist der Lohn niedriger, während er bei kleinen Ernten steigt. In diesem Jahre mit mittelmäßiger Ernte variierte der Pflücklohn zwischen \$400 und \$800 pro Alqueire von 50 Liter. Der Lohnsatz dürfte auch im kommenden Jahre aufrechterhalten werden. Den ländlichen Arbeitern wird in der Regel freie Wohnung gewährt, außerdem steht dem Kolonisten auch noch ein mehr oder weniger großes Stück Land unentgeltlich zur Verfügung. Der Ertrag der Arbeit, die er auf die Bestellung des Grundstückes verwendet, fließt ihm allein zu und der Arbeitgeber hat keinerlei Anspruch darauf. Die meisten Kolonisten decken wohl ihren Lebensmittelbedarf aus der eigenen Wirtschaft, eine größere Zahl produziert sogar darüber hinaus, während die Minderheit einen Teil der Lebensmittel kaufen muß. Der fleißige und sparsame Landarbeiter ist immer in der Lage, Ersparnisse zu machen, während die städtische Arbeiterschaft mit wenigen Ausnahmen von der Hand in den Mund lebt, zumal bei der jetzt herrschenden unerträglichen Teuerung. Trotzdem nimmt auch hier, ähnlich wie in Europa und den Vereinigten Staaten, die Landflucht mehr und mehr zu. Gerade diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Arbeitermangel auf dem Lande ungeachtet der Verstärkung der Einwanderung immer akuter wird.

Sehen wir uns nun die in den Zusammenstellungen angeführten Preise der hauptsächlichsten Lebensmittel etwas näher an. In dem Bulletin ist dazu folgendes bemerkt:

Die folgende Tabelle, welche die in fünf verschiedenen Stadtteilen im Kleinhandel maßgebenden Preise enthält, ist der erste Versuch, welchen die Informationsabteilung zwecks Feststellung der Schwankungen bezw. der Erhöhung der Preise der hauptsächlichsten Bedarfsartikel im hauptstädtischen Municipio macht.

Wir stellten aus den eingeholten Informationen fest, daß in der Vorstadt Braz, wo ungefähr die Hälfte aller Arbeiter wohnt, die Preise für Fleisch, Weizen- und Maismehl, Schmalz, gesalzene Speck, Salz und Wein höher sind, als in den anderen Bezirken. Die Höhe des Preises dieser Artikel in den zahlreichen Verkaufslökalen in der Braz muß der enormen Teilung des Geschäftes, dem Borgsystem und dem kleinen Umsatz zugeschrieben werden.

Es gibt in der Hauptstadt 138 Bäckereien, 341 Schlachterläden, 2040 Materialwarenhandlungen und 765 Schanklokale. Viele Materialwarenhandlungen führen auch Eisen- und Tonwaren, oder sie verkaufen nebenbei Futtermittel. Einige sind mit Bäckerei- oder Restaurationsbetrieb verbunden. In den obigen Ziffern sind die zahlreichen Hausierer nicht eingeschlossen, die aus dem Straßenverkauf des

einen oder anderen Artikels eine Spezialität machen und von denen es besonders in der Braz wimmelt.

Die Materialwarenhandlungen und Schanklokale sind wegen Mangels an Aufmerksamkeit der Behörden besonders in den von Arbeitern bewohnten Stadtvierteln in ganz unzulänglichen unhygienischen Räumen untergebracht, wo nicht die Spur von Sauberkeit zu finden ist. In den kleinen Handlungen und Schankgeschäften wird nicht nur teuer verkauft, sondern man erhält dort auch in der Regel minderwertige Ware. Nicht selten wird der Käufer im Gewicht oder im Maß benachteiligt. —

Wir geben in der Folge die Preistabelle wieder.

Artikel	Einheit	Stadtzentrum	Hygiene- polis und Villa Bar- que	Braz	Cambury	Mercado
Schnaps	Flasche	1\$100	\$400	\$433	\$400	\$500
R-is	Liter	\$495	\$433	\$440	\$400	\$400
raffin. Zucker 2. Sorte	Kilo	\$700	\$70	\$600	\$600	\$700
Speiseöl	Liter	2\$ 8	1\$250	1\$0 0	1\$000	1\$800
Klippi ch	Kilo	1\$050	\$900	1\$0 0	1\$000	1\$0 0
Schmalz	"	1\$410	1\$550	1\$530	1\$200	1\$200
Kartoffeln	Liter	\$2 0	\$200	\$20	\$200	\$200
Gemahl. Kaffee 2. Sorte	Kilo	1\$380	1\$200	1\$200	\$300	1\$4 0
Dörrfleisch	"	1\$150	\$133	1\$060	1\$ 0	1\$20
Zwiebeln	"	\$60	\$45	\$50	\$400	\$400
Weizenmehl	"	\$48	\$433	\$4 3	\$400	\$400
Maismehl	Liter	\$300	\$163	\$200	\$ 00	\$20
Baumwolle	"	\$186	\$ 50	\$166	\$100	\$150
Boh en	"	\$220	\$250	\$217	\$200	\$200
Petroleum	"	\$6	\$350	\$300	\$300	\$400
Milch	"	\$500	\$600	\$500	\$500	\$500
Br t	Kilo	\$500	\$500	\$350	\$400	\$300
Züschölzer	Packet	\$50	\$500	\$400	\$400	\$00
Seife	Kilo	\$950	\$533	\$60	\$400	\$400
Salz	"	\$25	\$200	\$350	\$200	\$200
Speck geölten	"	1\$510	1\$060	1\$400	1\$ 00	1\$000
Kerzen gewö nl.	Packet	1\$000	\$5 0	\$60	\$100	\$60
Stein kerzen	"	1\$340	1\$230	1\$000	\$9 0	1\$200
Nationalwein	Flasche	\$400	\$400	\$466	\$100	\$500
Gewöhnlicher Im- portwein	"	\$890	\$-00	\$925	\$800	\$800
Kuhfleisch 2. Sorte	Kilo	\$600	\$400	\$566	\$500	\$400
Schweinefleisch 2. Sorte	"	1\$200	1\$000	1\$260	1\$200	\$900
Speck frisch	"	1\$200	1\$000	1\$250	1\$200	1\$100

Die übermäßig hohen Preise einzelner Artikel sind wohl in ihrer besonderen Qualität begründet, wie z. B. der Preis von Schnaps im Stadtzentrum und der von Speiseöl ebendasselbst. Mit Ausnahme einiger weniger Artikel waren die Preise im Stadtzentrum am höchsten. Die Differenz betrug im Durchschnitt 10 Proz. In der zweiten Hälfte des Jahres sind die Preise weiter und teilweise nicht unwesentlich gestiegen. Am größten ist die Steigerung beim Fleisch. Kuhfleisch 2. Sorte kostet gegenwärtig 600 bis 800 Reis, Ochsenfleisch je nach Qualität 800 Reis bis 1\$00. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß in nächsten Jahre die Fleischpreise noch höher gehen werden. Die Spekulation ist wenigstens eifrig bemüht, die sich aus verschiedenen Zufällen ergebenden Chancen nach Möglichkeit auszunutzen. Zu den Zufällen sind u. a. zu rechnen die außergewöhnliche Trockenheit im Winter, wodurch sehr viel Vieh eingegangen ist, und die Massenkäufe für Großzucht- und Mastzwecke.

Welchen großen Einfluß die Miete auf die Preisgestaltung hat, zeigt sich am deutlichsten in den auf das Stadtzentrum bezüglichen Notierungen. Die zehn Prozent, welche hier im Durchschnitt mehr für die hauptsächlichsten Bedarfsartikel gefordert werden, sind auf das Konto der exorbitanten Mieten zu setzen, und in einzelnen Vorstädten entspricht die Höhe der Preise der gleichen Ursache.

In der Hauptstadt beträgt der mittlere Durch-

schnittslohn 4\$500 pro Tag. Mehr als 25 Arbeiter pro Monat kann man nun bei den vielen Feiertagen nicht rechnen. Das mittlere Monatseinkommen eines Arbeiters beträgt somit 112\$500. Davon wird von der Miete ein reichliches Drittel oder der Betrag von rund 38\$ absorbiert. Das deutsche Reichsgesundheitsamt berechnet als ausreichendes Minimum der Fleischnahrung pro Kopf und Jahr 55 kg, das sind rund 4,5 kg pro Monat. Rechnet man den Bestand einer Arbeiterfamilie im Durchschnitt zu vier Köpfen, so sollte der Minimalfleischverbrauch 18 kg pro Familie und Monat betragen. Dafür wären in S. Paulo gegenwärtig auf Basis eines mittleren Fleischpreises von 800 Reis 14\$400 aufzuwenden. An anderen Lebensmitteln werden nun in einem vierköpfigen Arbeiterhaushalt mindestens noch für 30\$000 verbraucht. Die drei Posten ergeben 82\$400. Vom Monatseinkommen bleiben demnach nur 30\$100 übrig. Das reicht unmöglich aus zur Bestreitung der Kosten der übrigen Bedürfnisse der Familie. Das Gleichgewicht im Arbeiteretat kann logischerweise nur vermöge Unterernährung oder durch Heranziehung aller arbeitsfähigen Familienmitglieder zum Erwerb hergestellt werden, und so erklärt sich auch leicht die bedauerliche Tatsache, daß in S. Paulo ein so hoher Prozentsatz der Arbeitsleistung auf Frauen- und Kinderarbeit entfällt. Namentlich tritt die Frauen- und Kinderarbeit in der Textilbranche hervor.

Welches sind nun die Mittel, durch welche eine Besserung der Zustände erzielt werden kann? Da eine erhebliche Aufbesserung der Löhne bei der doppelten Konkurrenz auf dem Fabrikantenmarkte — wir haben hier neben der heimischen Konkurrenz auf industriellem Gebiet mit der Importkonkurrenz zu rechnen — und der verstärkten Einwanderung fremder Arbeitskräfte ausgeschlossen erscheint, so müssen die Bestrebungen zur Herbeiführung einer besseren Lebenshaltung des vieren Standes sich vornehmlich auf die Verbilligung der Mieten und die hauptsächlichsten Verbrauchsartikel konzentrieren. Billigere Mieten werden wir aber erst haben, wenn Arbeiterwohnungen in Massen gebaut werden. Dazu wird das Privatkapital sich aber kaum bequemen, weil bei den hohen Bodenpreisen kleine Wohnungen nur minimale Renten abwerfen. Da das Problem aber unbedingt gelöst werden muß — die soziale Wohlfahrt erheischt es dringend —, so muß die Sache vom Staate oder vom Munizip, und zwar je früher desto besser, in die Hand genommen werden. Die Verbilligung der hauptsächlichsten Bedarfsartikel kann u. E. anders als durch Selbsthilfe, durch Gründung von Einkaufs- und Konsumgesellschaften nicht in die Wege geleitet werden.

Wochenschau.

Aus Saarburg, Lothringen, wird gemeldet, daß die Artillerie des französischen Forts Banouviillers so stark schießt, daß in den nahegelegenen deutschen Städtchen die Fensterscheiben von der Erschütterung in Scherben gehen. Man will jetzt auf diplomatischem Wege erreichen, daß die französische Militärverwaltung den durch die Knallerei angerichteten Schaden bezahle. Wie müssen die französischen Patriotenherzen jetzt aus Freude schlagen, wenn man hört, daß von der Lufterschütterung durch die Creuzot-Kanonen deutsche Scheiben gesprungen sind. Wenn der Luftdruck für die Scheiben genügt, dann müssen die Granaten für die Panzerplatten erst recht genügen.

Mehrere Kaufhäuser in Berlin und anderen Städten des Reiches haben die Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß englische Industrielle ihre nach Deutschland ausgeführten Artikel als deutsche Waren verkaufen lassen. Die Regierung hat Maßnahmen versprochen, um diesem Treiben zu steuern. So werden wohl die Rollen gewechselt werden und wie England seinerzeit darauf bestand, daß alle nach dort ausgeführten Artikel den Vermerk „Made in Germany“ tragen sollten, so wird Deutschland jetzt wohl wieder darauf bestehen, daß die englischen Artikel durch „in England gemacht“ gekennzeichnet werden.

Am 7. hielt der Auswanderungsrat in Rom eine Sitzung ab. Unter anderem wurde auch beschlossen, die italienische Regierung einzuladen, damit sich diese mit der brasilianischen Regierung über die die Kolonisation betreffende Gesetzgebung verständige. Die italienischen Kolonisten seien in Brasilien gesetzgeberisch noch nicht genügend garantiert. Anarchistengesetz des Herrn Dr. Adolpho Gordo abwarten!

Ueber London kommt die sensationelle Meldung, daß in Russisch-Polen eine revolutionäre Erhebung geplant sei. Revolutionäre Komitees hätten bereits sehr viel Munition und Waffen eingeführt und tausende von Polen übten sich im Geheimen fleißig in der Militärkunst. In dem mit Spitzeln überschwemmen Polen ist das ja eine Leichtigkeit, tausende von Menschen zu einem geheimen Militärdienst heranzuziehen, und da jetzt in Polen etwas mehr als eine Million russischer Soldaten stehen, so ist der Augenblick zum Losschlagen sehr geeignet.

In Buenos Aires hat die Polizei eine Räuberbande aufgefunden und gefangen genommen. Die Bande, deren Chef ein gewisser Juan Curipnick war, arbeitete mit einigen Halbweltlerinnen zusammen, die hauptsächlich Fremde an sich lockten. Diese wurden dann ausgeplündert, erwürgt und ihre Leichen in einen Brunnen geworfen. Da die Opfer in der Stadt nicht bekannt waren, so wurden sie von niemanden gesucht und so konnte die Bande längere Zeit unbemerkt „operieren“. (Sollte diese Nachricht nicht mit der anderen schon vor einigen Tagen veröffentlichten zusammenhängen, daß es in Buenos Aires außerordentlich — heiß sei?)

In Cordoba kam es anlässlich eines Meetings zu einem großen Konflikt zwischen Polizei und Volk. Die Polizei machte von ihrer Schußwaffe Gebrauch und schoß blindlings in die Menge. Zwanzig Personen sollen getötet oder verletzt worden sein. Das Meeting war von den Radikalen einberufen, um gegen den bei der Gouverneurswahl verübten Schwindel zu protestieren. (Als man in Pará schoß, da dankten die Argentinier Gott, daß sie nicht so seien wie andere Südamerikaner und wie z. B. die Hitzköpfe im brasilianischen Norden).

Die Balkanpolitik gleicht dem Frühlingwetter. Der heitere Schein der Friedenssonne wechselt ab mit den schweren Wolken der Kriegsgefahr. Die Telegramme sind einander widersprechend; die Diplomatie weiß nicht, woran sie ist und die Völker schauen besorgt in die Zukunft. Den Friedensschwüren der Minister und Botschafter kann man nicht glauben, und den Fanfaren der unentwegten Kriegsfreunde will man wieder nicht glauben, denn der gesunde Sinn sträubt sich dagegen, den Völkerkrieg für möglich zu halten. Aus London kommt die Meldung, daß der Friedensschluß nicht mehr weit sei; aus Berlin kommt aber wieder die Nachricht, daß Rußland an der österreichischen Grenze bereits 12 Armeekorps konzentriert habe und daß in den nächsten Tagen noch weitere sechs Armeekorps eintref-

fen würden. Vor wenigen Tagen hieß es, daß die ungeheure Truppenmasse sich zu zerteilen beginne und jetzt wird die Welt mit der Nachricht überrascht, daß Rußland seine Macht an der Grenze verdoppelt hat und daß bald mehr als eine Million Soldaten dort beisammen sein werden. Gleichzeitig mit der beunruhigenden Berliner Meldung kommt eine andere, welche die Lage noch besser charakterisiert. Es heißt, daß die Landbevölkerung der österreichischen Grenzgebiete ihre Schollen verläßt und mit Hab und Gut nach den Städten zieht, weil sie trotz aller offiziellen Beschwichtigungsversuche befürchtet, die russischen Heere könnten die Grenze überschreiten. Unverständlich ist, daß Oesterreich-Ungarn der drohenden Russenflut keinen Damm entgegenstellt. Die Donaumonarchie mobilisiert wohl auch, aber nicht mit einer solchen Beschleunigung wie Rußland, und dabei schiekt sie die Truppen nicht nach der russischen Grenze, sondern nach Bosnien. Oesterreich-Ungarn behält jedenfalls den Sandschak im Auge, aber es dürfte auch Rußland nicht aus dem Auge verlieren, denn der Sandschak und mit ihm der freie Weg nach dem begehrten Saloniki ist nur dann den Oesterreichern zugänglich, wenn sie über die Russen Herr werden, was aber nach menschlichem Ermessen nur dann geschehen kann, wenn man den achtzehn russischen Armeekorps eine gleich starke Truppenmacht entgegenstellt. Die einzige Sicherheit, die Oesterreich-Ungarn in diesem Augenblick besitzt, ist die Erklärung Rußlands, daß es an keinen Angriff denke. Diese Erklärung setzt aber voraus, daß Oesterreich-Ungarn auf die Pläne betreffend Saloniki verzichtet, denn einen Vorstoß in dieser Richtung wird Rußland als einen Angriff österreichischerseits betrachten und damit wird die gedachte Erklärung hinfällig geworden sein. Eine andere Sicherheit bietet den Oesterreichern die Aeußerung des deutschen Reichskanzlers, daß Deutschland zu seinen Verbündeten stehen werde, aber diese Aeußerung erwähnt nur den Fall, daß Oesterreich-Ungarn angegriffen wird und so befindet sich in dieser Aeußerung eine Lücke, die Oesterreich-Ungarn fatal werden kann. Nach dem Voraugeschickten muß man sagen, daß entweder Oesterreich-Ungarn eine schwere Unterlassungssünde begeht oder aber eine Abmachung besteht, welche den gewöhnlichen Sterblichen noch nicht bekannt geworden ist; diese Abmachung ist aber nur mit Deutschland denkbar und kann nur darin bestehen, daß das Deutsche Reich nicht nur das sich verteidigende Oesterreich-Ungarn, sondern auch das angreifende Oesterreich-Ungarn unterstützen will; dies würde aber nicht mehr den Erklärungen des Reichskanzlers entsprechen und auch zu der allgemeinen Stimmung in Deutschland im Widerspruch stehen, die fast einmütig die Idee verwirft, daß das Reich für seinen Verbündeten die Kastanien aus dem Feuer holen soll.

Man mag es also drehen und wenden, wie man will, die Lage bleibt unklar, und das beste ist jetzt, abwarten und Tee trinken. Die weisesten politischen Weiterpropheten sind am Ende ihres Laetens, und ihr einziger Trost ist der, daß die Konkurrenz die allgemeine Neugierde ebensowenig befriedigen kann. Uns kleine Geister beschleicht aber eine gewisse Schadenfreude, wenn wir die großen unfehlbaren Meister in Berlin, Wien und London nun eingestehen hören, daß sie nicht mehr wissen als wir.

Von den neuesten Meldungen verdienen Beachtung die Meldungen, daß Oesterreich-Ungarn die Botschafterkonferenz in London beschicken werde und daß Italien die Besetzung Valonas oder eines

anderen Hafens in Albanien durch die Griechen nicht dulden werde. Bisher lauteten die Nachrichten aus Wien über die Stellung Oesterreich-Ungarns zu der viel erörterten Konferenz sehr unbestimmt, und durch manche Bemerkung wurde der Eindruck erweckt, als wollte die Donaumonarchie ihre Streitfragen nicht der Konferenz unterbreiten. Macht Oesterreich-Ungarn nun aber seine Beteiligung an der Konferenz bekannt, dann sind damit die bisher bestandenen Zweifel zerstreut; für den Ausgang der Angelegenheit will dieses aber nichts besagen, denn man weiß ja noch immer nicht, wie man die Konferenz werten und ob man sie eine Friedens- oder eine Kriegskonferenz nennen soll. Die gedachte Aeußerung Italiens ist wieder dadurch interessant, weil sie die Bekanntgabe enthält, daß es entschlossen ist, den Begehrlichkeiten der Balkanverbündeten, insofern sie sich gegen Albanien richten, ein Ziel zu setzen. Damit hat Albanien einen erklärten Freund, aber nicht die Friedensidee. Was Italien den Griechen verbietet, das wird es auch den Serben nicht gestatten und diese haben wieder den fatalen Gedanken, daß zu ihrer nationalen Glückseligkeit ein albanischer Hafen gehöre.

In Athen ist man mit Bulgarien nicht mehr ganz zufrieden. Griechische Blätter klagen, daß Bulgarien die Sache des „Christentums“ verraten habe, denn anstatt das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen, habe es mit der Türkei einen Waffenstillstand geschlossen. In Cetinje ist man dagegen mit dem Waffenstillstand sehr zufrieden. Griechenland setzt jetzt ganz allein die Feindseligkeiten gegen die Türkei fort. Griechische Truppen haben Janina und Valona beschossen. Ueber dem Zollamt der letzten Stadt hat nicht die türkische, sondern die albanische Flagge geflattert, und deshalb hat Albanien ganz energisch gegen das Bombardement protestiert. Dieser Protest ist durch Oesterreich-Ungarn und Italien unterstützt worden. Der griechische Kommandant hat darauf erklärt, daß er die albanische Flagge nicht erkannt und sie für das Zeichen des Halbmondes gehalten habe. Sobald er den Irrtum wahrgenommen, habe er das Feuer einstellen lassen und angeordnet, daß die Torpedoboote, die das Bombardement vorgenommen hatten, sich zurückziehen. Das ist allerdings ein fataler Irrtum, aber er ist ja nicht der erste, der auf dem Balkan gemacht worden ist.

Die provisorische Regierung Albaniens setzt sich nach den in diesem Lande vertretenen Konfessionen zusammen. Zwei Minister sind römische Katholiken, drei griechische Orthodoxen und fünf Mohammedaner. Der Regierungschef, Ismail Kamil Bei, ist Muselmane. Bei der Zusammensetzung der Regierung hat man also die konfessionelle Parität gewahrt. Es ist jedoch die Frage, ob die Vertreter der verschiedenen Konfessionen, die bisher in Feindschaft gelebt haben, sich nun plötzlich vertragen werden. Das wäre wohl patriotische Pflicht, aber der Patriotismus wird sehr oft der Konfession unterordnet.

Bulgarien wird auf der Londoner Friedenskonferenz durch den Präsidenten der Abgeordnetenkammer, Danjew, und den Gesandten bei der englischen Regierung, Madjarow, vertreten sein. Die Namen der serbischen Vertreter enden alle auf den einem nichtslawischen Ohr höchst angenehm klingenden Itsch-Laut: Novakovics, Adrenikolics und Milenkovosnies. Deutschland hat auch schon seine Teilnahme an der Konferenz zugesagt, aber noch nicht bekanntgegeben, welche Diplomaten es nach London entsenden wird. Die Konferenz wird im St. James-Palast zusammentreten.

Notizen.

São Paulo.

Die Rua Libero Badaro wird bald eine der größten Verkehrsadern der Stadt werden. Die Light and Power wird, wie bereits gemeldet, die Rua São Bento entlasten und die jetzt durch diese zentrale Straße verkehrenden Straßenbahnwagen bald durch die Rua Libero Badaro fahren lassen. Die Präfektur wird aber vorher das Straßenpflaster instand setzen müssen. Die Bordsteine sollen schon in aller Kürze gelegt werden. — Die an der Rua Libero Badaro aufgeführten großen Gebäude sind schon soweit, daß die Zufuhr des Baumaterials die Pflasterungsarbeiten nicht mehr stören kann. Die Eisengerüste sind bereits fertig und bis die Bordsteine gelegt sein werden, werden auch schon die Wände ausgemauert sein und die Putzarbeiten beginnen. — Mit der Uebergabe der Rua Libero Badaro an den großen Verkehr wird der erste Teil der Stadtverschönerung erledigt sein.

Eisenbahnen. Am 1. Januar wird die Zweiglinie der Bragantina-Bahn von Bragança bis Palmeiras an der Grenze von Minas Geraes dem Verkehr übergeben werden.

Eine neue Verwendung des „Salvarsan“. Aus Florianopolis wird berichtet, daß der bekannte Arzt Dr. Bonifacio da Cunha an einem an der Epizootie erkrankten Rinde Einspritzungen mit dem „Salvarsan“ (606) vorgenommen habe und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Die Epizootie grassiert nun schon seit zwei Jahren in St. Catharina und richtet unter den Rindern furchtbare Verwüstungen an, sodaß man dort mit der größten Freude begrüßen würde, wenn man gegen diese Seuche ein sicheres Mittel entdeckte. Dazu wäre auch das „Salvarsan“ nicht zu teuer.

Wieder ein Mord. Wir befinden uns wieder in einer Mordsaison. Der Mord an der Rua General Flores liegt nur drei Tage zurück und wieder haben wir von einer neuen Mordtat zu berichten. Es handelt sich wieder um zwei Italiener. Am Dienstagabend erschoss in einem Hause der Rua do Seminario der Eigentümer des an der Avenida Agua Branca befindlichen Restaurants Tripoli, Ugo Trivella, seinen früheren Angestellten Angelo Bertocci. Bertocci hatte bei Trivella gearbeitet und hatte die Arbeit verlassen, und nun trafen sie sich auf neutralem Boden im Hause eines gewissen Egisto Orsini. Trivella sprach seinen früheren Angestellten groß an und als dieser nach dem Grunde einer solchen Anrempelung fragte, zog Trivella seinen Revolver und schoß Bertocci eine Kugel in die Stirn. Der Getroffene wurde in hoffnungslosem Zustande nach der Santa Casa gebracht, der Mörder entkam. Trivella ist ein alter Bekannter der Polizei. Er ist schon Dieb und Einbrecher gewesen, und als er seinerzeit in der Rua Formosa eine Schankwirtschaft besaß, da hat er alles, was Gauner war, um sich geschart, so daß die Polizei einen flüchtigen Verbrecher immer zuerst bei ihm suchte. Es ist tatsächlich unverständlich, warum die Polizei noch zugab, daß dieser gefährliche Mensch außerhalb der Stadt eine Gastwirtschaft errichtete, und ihm so wenig Aufmerksamkeit zuwandte, daß er bewaffnet herumlaufen konnte. In einem solchen Falle muß man unwillkürlich an die Ausweisungen denken und es sonderbar finden, daß Leute, die nur ihr Recht treten, des Landes verwiesen werden, Einbrecher und Banditen aber die Erlaubnis bekommen, Restaurants zu errichten.

Staatsbudget. Der Präsident der Finanzkommission der Deputiertenkammer legte am 5. ds. den Entwurf zum Staatshaushalt für das Jahr 1913 vor. In diesem Voranschlag werden die Einnahmen des Staates auf 79.932 Contos de Reis berechnet; in dieser Summe ist die Kaffeeübertaxe nicht inbegriffen, von der man eine Einnahme von 30.000 Contos erwartet. Die Ausgaben werden auf 76.402:469\$ veranschlagt, so daß sich ein Ueberschuß von . . . 3.529:530\$ ergibt. Auf die einzelnen Staatssekretariate verteilen sich die Ausgaben wie folgt:

Inneres	21.136:420\$830
Justiz	17.509:156\$252
Ackerbau	14.712:136\$698
Finanzen	23.044:746\$405

Unsere Herren Staatsdeputierten wollen ihre Diäten erhöhen. Im nächsten Jahre sollen sie sechzig Milreis täglich bekommen. Für die große Arbeit, die sie leisten, hätten sie sogar noch mehr bekommen sollen, denn es ist wahrhaftig nicht so leicht, die Hälfte der Sitzungen zu schwänzen. Wenn die Docasarbeiter einen ihnen längst versprochenen kleinen Lohnzuschlag verlangen, dann ruft man nach neuen verfassungswidrigen Ausweisungsgesetzen; sobald aber die Herren Deputierten, die nachweisbar so gut wie nichts tun, eine Gehaltserhöhung um 20 Prozent beanspruchen, dann findet man das ganz gerecht und durch die Teuerung wohl begründet.

Die neue Automobilverordnung war Gegenstand der Beratung in einer gestern Abend stattgehabten Versammlung des Centro dos Chauffeurs. Im allgemeinen wurden die Bestimmungen der neuen Verordnung, über die wir neulich eingehend berichteten, beifällig aufgenommen. Nur mit der Art, wie die Nummernschilder angebracht werden sollten, mit der Bestimmung, daß Taxameter-Autos verpflichtet sind, jederzeit auch stundenweise zu fahren, ferner daß die Lizenz zur Ausübung des Gewerbes (nicht zum Fahren) nicht übertragbar sein soll, waren sie nicht einverstanden. Sie wollen dieserhalb beim Präfekten und bei den Stadtverordneten vorstellig werden.

Ueber den Rechtsschutz der Warenzeichen im Auslande bestehen vielfach falsche Ansichten. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein im Inlande geschütztes Warenzeichen auch ohne weiteres in den der internationalen Markenenschutz-Konvention angehörenden Ländern genieße. Diese Konvention wurde durch die Pariser Uebereinkunft vom 20. März 1883 ins Leben gerufen, ergänzt durch die Brüsseler Zusatzakte vom Jahre 1900. Der Konvention, welche zunächst nur zwischen folgenden Staaten geschlossen wurde: Belgien, Brasilien, Spanien, Frankreich, Guatemala, Italien, den Niederlanden, Portugal, Salvador, Serbien und der Schweiz, gehören gegenwärtig fast sämtliche Kulturstaaten der Welt an. Das Deutsche Reich ist seit dem Jahre 1903 beigetreten, Oesterreich-Ungarn im Jahre 1909. Eine weitere Ergänzung hat die Pariser Uebereinkunft durch die Konferenz von Washington aus dem Jahre 1911 erfahren. Diese Bestimmungen sind aber noch nicht ratifiziert und daher noch nicht in Kraft. Der Schutz eines Warenzeichens eines Brasilianers in einem ausländischen Staate gemäß der Pariser Uebereinkunft ist davon abhängig, daß die Förmlichkeiten und Bedingungen erfüllt werden, welche auch die Staatsangehörigen des fremden Staates zufolge der inneren Gesetzgebung des betreffenden Staates zu erfüllen haben. Es ist also nicht etwa so, daß der Brasilianer, welchem in Brasilien ein Warenzeichen geschützt worden ist, ohne weiteres in sämtlichen Vertragsstaaten der Pariser Union geschützt wäre. Im einzelnen

sind die Rechte hinsichtlich des Markenschutzes in den Artikeln 4, 6—10 der Pariser Uebereinkunft dargelegt. Zunächst ist ein in allen Vertragsstaaten wirksames „Prioritätsrecht“ garantiert, d. h. wer in einem Vertragsstaate eine Marke vorschriftsmäßig angemeldet hat, ist für die übrigen Unionsstaaten ebenfalls als erster Anmelder anzusehen, wenn er innerhalb vier Monaten die Anmeldung in dem betreffenden Staate bewirkt. Artikel 6 macht die vorschriftsmäßige Hinterlegung oder Eintragung des Warenzeichens zur Bedingung der Schutzfähigkeit, während in dem folgenden Artikel bestimmt ist, daß die Natur des zu schützenden Gegenstandes den Markenschutz unter keinen Umständen verhindern darf. Widerrechtlich mit einer Handelsmarke versehene Waren, welche in einem der Verbandstaaten eingeführt werden, können bei der Einfuhr auf Antrag des Verletzten oder der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt werden.

Telegraph. Die Bundesregierung hat sich nun doch dazu entschlossen, zwischen Rio und São Paulo eine neue Telegraphenleitung legen zu lassen. Die neue Linie wird der Zentralbahn entlang laufen, aber auf der anderen Seite der alten Linie. Nach Einführung der neuen Leitung wird der telegraphische Verkehr nicht mehr so leicht gestört werden können, wie es jetzt geschieht. Die neue Linie wird aus vier Drähten bestehen, von welchen zwei nur dem Verkehr zwischen den beiden Hauptstädten, die anderen dagegen der Verbindung der anderen Städte mit Rio und São Paulo dienen werden. Die Legung dieser neuen Linie bedeutet eine große Verbesserung, und zu wünschen wäre nur noch, daß sie sofort erfolge.

Denkmal für Patre Feijó. Die Statue des Regenten Patre Antonio Feijó, mit deren Ausführung der französische Bildhauer Louis Convers beauftragt wurde, ist bereits fertig und schon hier eingetroffen. Bald wird man mit den Aufstellungsarbeiten beginnen. Die Statue wird bekanntlich auf dem Largo da Liberdade stehen.

Ausfuhr des Staates. Der offizielle Wert der Ausfuhr des Staates betrug im Jahre 1911 . . . 381.190:53\$03 oder 25.612.700 Pfund Sterli. g. Die besteuerte Ausfuhr war:

Kaffee	306.300:417\$000
Häute	10:459\$000
Kohle	6\$000
Tabak	395:439\$503
Holz	235\$000

Total 306.706:006\$503

Die steuerfreie Ausfuhr war folgende:

Artikel der eigenen Produktion	74.410:847\$160
Artikel aus anderen Staaten	3.015:764\$540
Wieder ausgeführte ausl. Artikel	57:284\$800

Total 77.483:896\$500

Neue Kathedrale. Einige besonders eifrige Stadtverschönerer sind am Werke, um sowohl die municipalen als auch die kirchlichen Autoritäten zu überzeugen, daß die neue Kathedrale nicht auf dem Largo da Sé, wo die alte stand, sondern auf einem anderen Platze gebaut werden müsse. Dies liege im „allgemeinen Interesse“, die ganze Stadt sei daran interessiert, daß auf dem alten Platze, wo schon die Gründer der Stadt die erste Kirche gebaut hatten, ein Garten angelegt werde. Daß die „Allgemeinheit“ daran interessiert wäre, haben wir bisher nicht gewußt und auch die Betonung eines solchen Interesses hat uns nicht davon zu überzeugen vermocht. Um die Kathedrale auf einem anderen Platze bauen zu können, müßte die Municipalität mit einem kolossalen Aufwand von Geldmit-

teln enteignen und der Mitra noch die Differenz bezahlen, das heißt soviel, daß die Munizipalität an Largo da Sé, wo die Grundstücke am teuersten sind, einen Garten schaffen soll, für den auch nicht das geringste Bedürfnis vorliegt. Das alles geht unter der Flagge des allgemeinen Interesses, obwohl nur zwei oder drei Herren der Ansicht sind, daß auf dem teuersten Platze der Stadt nicht eine Kirche, sondern eine Anzahl von Sitzbänken erstehen sollen.

Das Ackerbausekretariat hat 498 Publikationen über den Staat São Paulo an die Bibliothek der panamerikanischen Union in Washington gesandt.

Kapitalserhöhung. Die Elektrizitätsgesellschaft in Jahú hat ihr Kapital von 800 auf 1200 Contos erhöht. Zu diesem Zweck hat sie 2000 Aktien zu 200 Milreis ausgegeben.

Die Kaffeeübertaxe ergab im Monat November eine Einnahme von 4.636:700\$. In der letzten Woche desselben Monats erreichte die Einnahme 1.233:663\$. Der Staat hat allen Grund, zufrieden zu sein.

Hafenbewegung. Ueber den Hafen von Santos wurde in den Monaten Januar bis Oktober eingeführt 200.487:440\$000 Papier oder 118.807:370\$000 Gold, gegen 155.307:376\$000 Papier oder 91.847:477\$000 Gold im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die einzelnen Länder beteiligten sich an dieser Einfuhrsumme wie folgt:

	1911	1912
Deutschland	29.386:785\$	38.214:512\$
Argentinien	16.692:797\$	17.929:297\$
Oesterreich-Ungarn	2.255:333\$	3.127:754\$
Belgien	8.619:111\$	11.452:821\$
Vereinigte Staaten	16.998:119\$	26.002:361\$
Frankreich	11.473:080\$	15.428:091\$
Großbritannien	37.792:512\$	45.578:622\$
Italien	14.754:887\$	20.493:001\$
Portugal	6.111:784\$	7.633:697\$
Anderer Länder	11.222:968\$	14.627:281\$
Total	155.307:467\$	200.487:440\$

Die Ausfuhr erreichte die stattliche Summe von 406.854:692\$000 Papier oder 241.099:075\$000 Gold gegen 355.668:649\$ Papier oder 210.521:853\$000 Gold in der Vergleichsperiode des Jahres 1911. Auf die einzelnen Ausfuhrartikel entfallen:

	1911	1912
Kaffee	352.916:294\$	404.539:816\$
Gummi	204:798\$	159:437\$
Kleie	1.460:006\$	546:582\$
Banane	602:589\$	1.042:409\$

Die einzelnen Länder waren an diesen Summen wie folgt beteiligt:

	1911	1912
Deutschland	64.611:285\$	60.749:577\$
Argentinien	6.820:647\$	8.782:949\$
Oesterreich-Ungarn	35.200:902\$	30.839:907\$
Belgien	10.292:684\$	13.647:432\$
Vereinigte Staaten	126.301:038\$	185.559:007\$
Frankreich	23.276:002\$	34.522:928\$
Großbritannien	11.578:794\$	6.036:399\$
Spanien	3.511:268\$	4.034:140\$
Holland	58.020:222\$	46.456:366\$
Italien	6.058:241\$	7.281:577\$
Schweden	6.993:621\$	5.572:337\$
Anderer Länder	3.003:945\$	3.362:073\$
Total	355.668:649\$	406.854:692\$

Die in den genannten Monaten Santos anlaufenden Schiffe gehörten folgenden Nationen an:

	Zahl	Tonnen
England	306	1.265.265
Italien	151	512.497
Brasilien	527	417.334
Frankreich	104	327.515
Deutschland	140	409.688
Holland	46	191.608
Oesterreich	61	196.164
Spanien	27	95.323
Verschiedene	53	90.494

Total 1.475 3.505.888

Die Zahl der eingelaufenen Schiffe übertraf die der gleichen Periode des Vorjahres um 129 und der Tonnengehalt war um 398.110 größer.

In derselben Zeit liefen aus:

	Zahl	Tonnen
Englische	359	1.251.672
Italienische	150	210.912
Brasilianische	525	416.998
Französische	104	328.415
Deutsche	137	398.865
Oesterreichische	60	194.210
Holländische	47	193.892
Spanische	27	95.323
Verschiedene	52	88.231

Total 1.461 3.478.558

Todesfall. In Rio Claro verschied plötzlich am Herzschlag Herr Paul Beteher. Den trauernden Hinterbliebenen unser herzliches Beileid.

Bundeskongreß. Im Senat sprach wieder Pires Ferreira über die Zustände im Staate Piauh. Der Pater Lopes predigte dort die offene Revolution. Er habe in einem Artikel geschrieben, daß es etwas Heiliges sei, den Mördern (gemeint ist die Regierung des Staates) eine rächende Kugel in den Schädel zu jagen. — Der Regierung wurde zum Bau von Arbeiterhäusern ein Spezialkredit von zehntausend Contos eröffnet. Die Kammer war beschlußunfähig. Es wurden auch keine langen Reden gehalten.

Brasilianische Industrie. Nach einer vom „Centro Industrial do Brasil“ zusammengestellten Statistik gab es am 30. Juni d. J. in ganz Brasilien 168.765 industrielle Etablissements, die zusammen 168.765 Arbeiter beschäftigten. Das in diesen Unternehmungen angelegte Kapital betrug 727.719:771\$; im letzten Jahre produzierten sie Artikel im Werte von 811.798:008\$. Von diesen Etablissements lagen im Bundesdistrikt 895, in Minas Geraes 522, in São Paulo 384, in Rio Grande do Sul 328. Die anderen Bundesstaaten hatten bedeutend weniger industrielle Betriebe.

Munizipalanleihe. Die Aufnahme einer Anleihe von 45.000 Contos ist nunmehr so gut wie beschlossene Sache. Diese Summe soll dazu verwendet werden, die Stadtverschönerungswerke zu Ende zu führen. Außerdem sollen ein Schlachthaus und eine Markthalle gebaut und zwei Parks angelegt werden, der eine an der Avenida Paulista und der andere am Tieté. Ein weiterer Teil der Anleihe soll zur Konsolidierung der älteren Munizipalanleihe aus dem Jahre 1907 von 750.000 Pfund Sterling und der neueren von 12.000 Contos verwandt werden. Die Justiz- und Finanzkommission der Munizipalkammer hat bereits herausgerechnet, daß die Zinsen- und Amortisationslast von 2475 Contos jährlich für das Munizip eine sehr leichte Bürde sei. Die Herren haben das Budget vom Jahre 1913 zur Basis ihrer Berechnungen genommen und das ergibt folgendes Bild: Einnahmen 8000 Contos, dringende Ausgaben 3500, andere Ausgaben 2475. So ergibt sich ein Ueberschuß von 2025 Contos und zuzüglich der

staatlichen Beihilfe zu der Stadtverschönerung sogar ein solcher von 3025 Contos. Nach der Abtragung der Zinsen und Amortisation verbleiben noch immer 550 Contos. Auf dem Papier nimmt sich das alles wunderbar aus, da die Verschönerungswerke aber in der Regel viel teurer zu stehen kommen als man anfangs gedacht und berechnet hat, so kann der Voranschlag leicht über den Haufen geworfen werden und an Stelle des dreistelligen Saldos sich ein vierstelliges Defizit herausstellen. In diesem Falle wird der Nachfolger des Herrn Barons Duprat wieder eine neue Berechnung aufstellen, wieder eine neue Anleihe aufnehmen und der Voranschlag wird auf dem Papier wieder wunderbar stimmen, wie es ja auch stimmt, daß wir unbedingt zwei Parks brauchen, denn die bestehenden genügen schon nicht mehr. Die Anlagen sind ja dazu da, daß sie den verstaubten Lungen frische Luft gewähren. Da für den Staub hier so hinlänglich gesorgt ist, daß er auch für eine zehnmal größere Bevölkerung ausreichen würde, so ist es selbstverständlich, daß man an allen Ecken und Enden der Stadt neue Parks anlegt.

Uebersetzungssteuer. Unsere gestrige unter obigen Stichwort gebrachte Notiz ist insofern ergänzungsbedürftig, als die veröffentlichten Zahlen nicht die im ganzen Staate an Uebersetzungssteuern eingenommenen Summen angeben, sondern nur die Einnahmen der hauptstädtischen Recebedoria de Rendas. Im ganzen Staate São Paulo wurde an Besitzübertragungssteuern in den letzten fünf Jahren eingenommen:

1907	4.226:680\$596
1908	3.811:048\$628
1909	4.191:476\$169
1910	5.555:895\$926
1911	12.701:703\$508

Die Einnahmen sind also gewaltig angewachsen. Dasselbe ist auch mit den Einnahmen durch Inventargebühren, die dem Staate in den letzten fünf Jahren folgende Summen zuführten:

1907	791:564\$367
1908	889:099\$741
1909	1.093:158\$956
1910	1.355:930\$033
1911	2.359:499\$285

Die Besitzveränderung allein hat dem Staate São Paulo im vergangenen Jahre mehr als fünfzehn Millionen abgeworfen.

Brasilien—Italien. In der italienischen Presse wird jetzt eifrig für die Aufhebung des Prinetischen Dekretes agitiert. Diese Kampagne, die besonders scharf eingesetzt hat, dürfte diesmal von Erfolg begleitet sein und das Auswanderungsverbot wirklich aufgehoben werden. Nun ist aber auch wahrhaftig kein Grund vorhanden, ein solches Gesetz aufrecht zu erhalten, denn die landwirtschaftlichen Arbeiter im Staate São Paulo sind, wie auch die Italiener zugeben werden, viel sicherer gestellt als in Italien selbst. Das letzte Zirkular des Landwirtschaftlichen Patronats ist in dieser Hinsicht besonders bemerkenswert.

Eine auffällige Herausforderung. Der hiesige Kommandant der Nationalgarde, Coronel José Piedade, hat seinen eigenen Bruder, den Coronel Accacio Piedade, zum Duell herausgefordert. Die beiden Brüder, die in getrennten politischen Lagern stehen, vertragen sich schon seit langem nicht mehr, aber an ein Duell hat niemand geglaubt, zumal Coronel José Piedade, der im Idalina-Prozeß auf das allergründlichste eingewickelte Vertreter des Asyls „Christovam Colombo“, ein eifriger Katholik ist und sich deshalb schon aus religiösen Gründen nicht schlagen darf. Die Freunde der beiden feindlichen

Brüder bemühen sich eifrig, eine Versöhnung herbeizuführen und somit die Begegnung mit Waffen in der Hand zu verhüten.

Schulbesichtigung. Am Mittwoch haben die Herren Dr. Altino Arantes und Dr. João Christostomo dos Reis, Staatssekretär des Innern und oberster Schulinspektor, das im Bau begriffene Gebäude der mehrklassigen Volksschule in der Braz besichtigt. In dem Gebäude sollte die neue untere Normalschule untergebracht werden; nun aber dürfte diese vorläufig gar nicht gegründet werden. Alle großen und kleinen Städte im Innern hatten vor einiger Zeit, wie erinnerlich, den einen Gedanken, daß sie unbedingt eine Normalschule haben müßten. Dieser Umstand führte dazu, daß auch diejenigen Municipien, die eine derartige Schule wirklich haben sollten, wenigstens vorläufig keine bekommen. Um nun nicht die Behauptung aufkommen zu lassen, daß die Regierung die Staatshauptstadt zu sehr begünstige, wird man wohl auch hier die untere Normalschule nicht mehr gründen und in dem besagten Gebäude eine Volksschule unterbringen. Daß die Hauptstadt auch wirklich eine neue Normalschule hätte haben sollen, kann man nicht sagen, denn die schon bestehende Schule an der Praça da Republica genügt auch den größer gewordenen Bedürfnissen vollständig. Nach der Besichtigung des neuen Gebäudes begaben sich die genannten Herren nach der Normalschule, wo sie den Aufnahmeprüfungen beiwohnten. Dieser letztere Besuch wird sie wohl belehrt haben, daß die Normalschule noch nicht zu klein geworden ist.

Kleptomanie. Die Gäste des Hotel Federal an der Rua Mauá merkten seit einiger Zeit, daß sie bestohlen werden und meldeten das dem Wirt, Herminio Felipe. Dieser durchsuchte unauffällig das Haus und fand die gestohlenen Sachen, Reisetaschen, Handkoffer etc. in dem Zimmer eines bei ihm abgestiegenen Gastes namens Antonio Mathia. Schon die Sorglosigkeit, mit der Mathia die in demselben Hotel entwendeten Sachen bei sich aufhob, deuteten darauf hin, daß es nicht ganz richtig in seinem Kopfe sein konnte und die Annahme wurde auch von der Polizei bestätigt, die den Mann schon längst als Kleptomane kennt. Außer dem Stehlen hat Mathia noch die Manie, sich für einen Verfolgten auszugeben. Noch neuerlich ist er auf der Zentralpolizei gewesen und hat sich dort vor dem vierten Delegado beschwert, daß er von einigen Politikern verfolgt werde. Beim Weggehen hat er im Polizeigebäude selbst einen Regenschirm und einen Hut gestohlen. Der Mann leidet demnach auch am Verfolgungswahn und kann sehr leicht gefährlich werden: der Staat hat aber leider zur Unterbringung der Irrsinnigen keinen Platz.

Hafenverkehr. Der Ackerbausekretär, Herr Dr. Moraes Barros, hat sich durch Herrn Pedro de Toledo an den Verkehrsminister mit der Bitte gewandt, dafür Sorge zu tragen, daß die Dampfer in Santos schneller anlegen können. Daß Herr Dr. Barbosa Gonçalves der Bitte stattgegeben wird, steht außer Zweifel, eine andere Frage ist aber, ob die Docas dem Minister gehorchen wird. Die Monopolgesellschaft tut nun einmal, was sie will und daß dem so geworden ist, daran sind die Regierungsleute selbst schuld, denn sie haben die Docasherrschaften zu sehr verhätschelt.

Eine interessante Gegenüberstellung. Die Post von Buenos Aires erhielt am 26. November mit verschiedenen europäischen Dampfern 3249 Postpakete. Innerhalb vierundzwanzig Stunden waren diese Pakete alle klassifiziert und eingetragen und am nächsten Tage war auf dem Postamt der La Plata-Metropole kein einziges Paket mehr zu sehen

— sie waren alle schon abgeliefert. Wie es hier aussieht, brauchen wir nicht erst zu sagen, denn die Paketabteilung funktioniert hier so, daß man schon daran denkt, sie wieder abzuschaffen. Da aber das, was auf der Post vorgeht, in der ganzen Verkehrswelt bekannt wird, so brauchen wir uns nicht darüber zu wundern, daß in manchen europäischen und zwar für uns sehr wichtigen Kreisen, Argentinien einen besseren Ruf genießt als Brasilien.

Bankkrach. Am Freitag nachmittag wurde die Bevölkerung und hauptsächlich der Handel São Paulos von der Nachricht überrascht, daß die Fällenz des erst vor wenige Monaten eröffneten „Banco Agricola de São Paulo“ dekretiert worden sei. Da solche Gerüchte öfters ohne jeden Hintergrund auftauchen, so glaubte man der Nachricht nicht sofort, aber sehr bald wurde das ominöse Papier an der Tür des genannten Kreditinstituts angeheftet und jetzt wußte man: die Bank war fallit. Der Handelsrichter der ersten Abteilung, Herr Dr. Pinto de Toledo, hat auf Antrag des Bankdirektors, Herrn Amos Londo Post die Fällenz verhängt und die Herren Dr. Aphrodisio de Sampaio Coelho, Pedro Gonçalves und J. Leite zu Verwaltern der Masse eingesetzt. Die erste Gläubigerversammlung findet am 7. Januar statt. Die Bank ist als Aktiengesellschaft konstituiert und gehören derselben hauptsächlich Fazendeiros sowie hiesige Kapitalisten an. Die Gründe, die zur Zahlungseinstellung führten, sind in dem Fällenzantrag des Direktors dargelegt worden und stellt sich dabei heraus, daß die Bank im Kaffee auf Hausse spekuliert hat. Die Hausse ist nicht eingetreten und die Bank hat ihre Tür schließen müssen. Ueber den Umfang der Verbindlichkeiten der Bank sind zur Stunde noch keine näheren Angaben bekannt geworden.

Gefängniswesen. Der frühere Justizsekretär, Herr Dr. Washington Luiz, hat in der Kammer einen Antrag eingebracht betreffend die Behandlung der Strafgefangenen. Der Antrag schlägt die Verweigerung der Verurteilten bei Wegbauten und anderen Arbeiten vor. Der Staat würde diese Arbeit bezahlen und somit wäre die Verurteilten in den Stand gesetzt, zu der Erhaltung ihrer Familie beizutragen. Außerdem sollen in den Gefängnissen Schulen eingerichtet werden. Dieser Antrag ist sehr human und sehr praktisch und es ist zu wünschen, daß er angenommen werde. Das untätige Zusammenleben in den Gefängnissen verdirbt die Leute nur noch mehr und sie kommen schlechter heraus als sie hineingegangen. Die Arbeit und zwar die Arbeit im Freien würde auf sie einen guten Eindruck ausüben und mancher, der früher Vagabund gewesen, würde sich an die Arbeit gewöhnen. Nach der Durchführung dieser Reform wäre es aber noch zu wünschen, daß all die Revolver- und Messerhelden auf ein paar Jahre zum Wegbau kämen, dann würden sie in der Sonne die Sinnesverwirrung schon ausschmelzen.

Eisenbahnen. Die Kaufleute und Industriellen in Ribeirão Preto haben an das Ackerbausekretariat eine Eingabe gerichtet, in der sie um eine Verbindungslinie zwischen den Stationen Pontal und Schmidt ersuchen. Die Eingabe wurde dem Verkehrsamt zur Begutachtung überwiesen.

Habeas Corpus. Daß das Mittel des Habeas Corpus ein Universalmittel ersten Ranges ist, wußt man schon längst, aber immer wieder müssen wir von neuem erfahren, daß es auch gegen bisher unbekanntes Uebel angewendet werden kann. Jetzt wollen einige Studenten der Rechtsfakultät, die mit der Versetzung nicht einverstanden sind, Habeas Corpus beantragen, um nicht nach der dritten Serie, sondern nach dem dritten Jahrgang versetzt zu werden. Die jungen Herren werden ihr Gesuch damit be-

gründen, daß zu der Zeit, als sie sich in der Fakultät matrikulierten, das neue Unterrichtsgesetz noch nicht bestand und daß sie deshalb nicht nach diesem neuen, sondern nach dem alten Gesetz behandelt werden müssen. Nach der Logik der Herren Studenten könnte ein Kaufmann, der zur Zeit eines alten, inzwischen außer Kraft gesetzten Gesetzes einen Vertrag eingegangen, bei sich ergebenden Streitfällen noch das alte Gesetz anzurufen und das Habeas Corpus in Anspruch nehmen, damit er nach der alten Ordnung behandelt werde. Daß das Habeas Corpus nur dazu da ist, die Bürger vor der Willkür der Machthaber zu schützen und daß es dort aufhört, wo eine kompetente Autorität etwas rechtsgültig verfügt hat, darum scheinen sich die zukünftigen Rechtsanwälte und Richter nicht zu kümmern. Daß Rechtsstudenten sich praktisch üben, ist sehr gut und begrüßenswert, sie sollten die Sache aber nicht auf die Spitze treiben und nicht ein so großes Gefallen an der Rabulistik verraten wie in diesem Versetzungsfalle.

Kolonisation. Im Jahre 1911 wurden im Staate São Paulo für zusammen 213:777\$236 Staatsländereien an Kolonisten verkauft. Auf die einzelnen Kolonien verteilen sich die Verkäufe wie folgt:

Antonio Prado	5:869\$400
Bairros dos Areas	829\$170
Campos Salles	28:351\$954
Conde do Pinhal	441\$000
Cubatão	523\$590
Gavião Peixoto	22:472\$303
Jorge Tibiriçá	14:371\$350
Martinho Prado Junior	4:048:2008
Nova Europa	39:476\$325
Nova Odessa	38:330\$800
Nova Paulicea	955\$760
Nova Veneza	17:200\$650
Pariquera-assu'	12:054\$726
Sabauna	743\$020
São Bernardo	1:192\$600
Visconde de Parahyba	26:916\$388

In den meisten Fällen handelt es sich nicht um die volle Bezahlung, sondern eine Ratenzahlung. Die beiden Russenkolonien, Nova Europa und Nova Odessa stehen, wie man sieht, an der ersten Stelle.

Mord und Mordversuch. Welche nichtigen Gründe hier zu Mord führen, gibt uns folgender Fall einen überaus traurigen Beweis. Der Italiener Paschoal Quintarali und Donato waren früher Freunde, aber vor einem Jahre brachen sie wegen einer belanglosen Wortwechsels ihre Beziehungen ab. Donato, der seinem Berufe nach ein Brennholzhändler ist, hatte zu Paschoal, der wieder Stühle fabrizierte, gesagt, daß das von dem letzteren für die Stühle verwendete Holz nicht das beste sei. Paschoal hatte auf diesen Vorwurf die Erwiderung gehabt, daß Donato vielleicht wohl etwas von Brennholz verstehe, von dem Handwerk und von dem für die Stühle verwendetem Holz habe er aber gewiß keine Ahnung. Ein Wort habe das andere gegeben und sie waren wütend auseinandergeschieden. Am Sonntag, nach Ablauf eines ganzen Jahres, trafen sie sich wieder. Paschoal saß vor der Tür seiner Wohnung in der Rua General Flores und Donato richtete an ihn beim Vorübergehen verschiedene Schimpfworte. Paschoal, der keinen Streit wollte, stand auf und ging ins Haus. Donato kehrte dagegen in der Nähe einer Trinkstube ein und wartete bis Paschoal aus dem Hause kam. Als dieses geschah, ging er auf ihn wieder los und bedrohte ihn mit seiner Pistole. Paschoal rief, er möchte nur schießen und Donato schoß wirklich. In diesem Augenblick kam der 16jährige Sohn Paschoals, João, der schon dem ersten Wortwechsel zwischen sei-

nem Vater und Donato beigezogen, nach Hause. Er war mit einem Revolver und einem Messer bewaffnet und mit diesen Waffen in der Hand, warf er sich auf den Angreifer seines Vaters. Donato entriß ihm aber Revolver und Messer, versetzte ihm einen tiefen Stich in den Hals, gab darauf auf Paschoal aus dem Revolver seines Sohnes mehrere Schüsse ab und stieß ihn noch das Messer João's in die Brust. Paschoal war auf der Stelle tot. João ist lebensgefährlich verwundet und Donato ist über alle Berge, denn in der Aufregung, die sich aller Augenzeugen bemächtigte, gelang es dem Mörder zu entkommen. Die ersten Schüsse, die Donato aus seiner Pistole auf Paschoal abgab, haben nicht getroffen, so daß dieser am Leben geblieben wäre, wenn sein Sohn nicht mit neuen Waffen dazu gekommen wäre.

Deutscher M.-G.-V. „Lyra“. Dieser Verein feierte am Sonnabend, den 7. Dezember, sein 28jähriges Stiftungsfest. Achtundzwanzig Jahre! Das ist schnell gedacht und schnell ausgesprochen, und doch bezeichnen diese zwei Worte einen langen Weg und einen langen Kampf. Wenn ein Verein mit diesen zwei Worten seine Vergangenheit bezeichnen kann, dann braucht er nicht mehr zu sagen, daß es ihm mit der Aufgabe, die er sich gestellt hat, sehr ernst ist; diese Worte enthalten für ihn die beste Anerkennung. Die „Lyra“ wollte ihr Stiftungsfest würdig begehen, und das ist ihr auch gelungen. Dafür spricht schon das umfangreiche, reichhaltige Programm. Dieses Programm wies folgende Nummern auf. 1. Teil. 1. Lustspiel-Ouverture für Orchester von Stix. 2. Chöre, vorgetragen vom Gesangsverein „Concordia“, Campinas. 3. Walthers Preislied (Morgendlich leuchtet im rosigen Schein) aus R. Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“, Paraphrase von A. Wilhelmj; Violine Herr Carlos Aschermann. 4. Der Zigeunerbub von E. Müller; vorgetragen von Herrn E. Heimling. 5. Zwei Frühlingschöre aus „Die Jahreszeiten“ von J. Haydn; vorgetragen vom Gemischten Chor der „Lyra“. 6. Suite, aus russischen Nationalliedern, für 2 Violinen, Violoncello, Harmonium von Frant. Gaal; Herr Carlos Aschermann, Herr J. J. Meloun, Herr Berti. 7. a) Der Gärtner von Kahn, b) Das Nasenlied von Löwe; vorgetragen von Frau Erna Meyn. 2. Teil: 8. Horch die alten Eichen rauschen von A. Reinecke; vorgetragen vom Gesangsverein „Concordia“ und „Lyra“. 9. Zwei Chöre aus „Die Jahreszeiten“ von J. Haydn, a) Sonnenchor, b) Die Abendglocke hat getönt; vorgetragen vom Gemischten Chor der „Lyra“. 10. Zwei Quartette für 2 Violinen, Violoncello und Piano, a) Bagatellen von Anton Dvorák, b) Malkosti von Josef Omacka; Violine Herr Carlos Aschermann, Herr E. Berti, Violoncello Herr J. J. Meloun. 11. Salut d'amour, für Orchester, von Elgar.

Die Direktion lag in den bewährten Händen des Herrn Jorge Neddermeyer, der mit dem Einstudieren der Chöre aus den „Jahreszeiten“ eine Riesensarbeit geleistet hat, der aber auch stolz auf den Festabend zurückblicken kann, denn er und seine tapferen Sänger hatten einen vollen Erfolg. Unter den Anwesenden war wohl kein einziger, der nicht bedauerte, daß die „Jahreszeiten“, diese herrliche Schöpfung des Altmeisters Haydn, nicht ganz aufgeführt werden konnten, und jeder hoffte mit uns, daß das, was diesmal noch nicht möglich war, einmal doch noch möglich werden wird.

Eine anerkennenswerte Erwähnung verdient der Gesangsverein „Concordia“ aus Campinas, der hergekommen war, um auch seinen Teil zu dem schönen Feste beizusteuern. Anerkennung und Lob verdienen auch die Solisten, Frau Meyn und die Herren Heimling, Aschermann, Berti und Meloun, die uns mit Lieder- und Musikvorträgen erfreuten.

Das Fest litt unter einem Umstand, unter dem die Feste der meisten lebensfähigen Vereine zu leiden pflegen — das Lokal erwies sich als zu klein, um das ganze Publikum zu fassen; ein Teil der Herren mußte sich mit einem Stehplatz begnügen. Nach den Gesangs- und Musikvorträgen hielt die Göttin Terpsichore ihre Verehrer noch lange beisammen. Wir beglückwünschen die „Lyra“ zu ihrem schönen Feste und wünschen, daß sie noch viele solcher Feste feiern möge.

Aus dem Handel. Der Santos-Kaffeemarkt zeigte in der letzten Woche eine gewisse Depression. Mit 8\$ für Typ 4 und 7\$300 für Typ 7 hatte er am Sonnabend vorher geschlossen und mit 7\$900 und 7\$200 öffnete er. Am Dienstag gingen die Preise noch um 100 Reis zurück und die Markttendenz blieb die ganze Woche schwach. Auch auf dem Auslandsmarkt zeigte sich dieselbe Tendenz; der Havre-Markt wies zwischen Montag und Sonnabend einen Unterschied von 1,50 Franken Minus auf. Im Laufe der Woche erreichten die Zufuhren in Santos 271.189 Sack gegen 222.962 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt betrug . . . 45.198 Sack gegen 37.077 Sack. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 73.038 Sack, der der kleinsten Zufuhr der Mittwoch mit 27.133 Sack. Die Verkäufe bezifferten sich auf 188.341 Sack gegen 160.543 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug 31.390 Sack gegen 26.757 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Freitag mit 43.129 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Dienstag mit 20.249 Sack. — Seit dem 1. Dezember betragen die Zufuhren 271.189 Sack und seit dem 1. Juli 6.466.482 Sack gegen 7.678.886 in der gleichen Periode des Vorjahres. Verkauft wurden seit dem 1. Dezember 280.028 Sack und seit dem 1. Juli 5.105.831 Sack. — Am Sonnabend betragen die Vorräte in erster und zweiter Hand . . . 2.674.436 Sack gegen 2.745.878 Sack in der vorherigen Woche und 3.088.492 Sack am gleichen Datum des Vorjahres. Verschifft wurden seit dem 1. Dezember 280.028 Sack und seit dem 1. Juli 5.105.831 Sack.

Der Rio-Markt zeigte mit 11\$600 eine flauere Tendenz. Seit dem 1. Dezember betragen die Zufuhren 68.415 Sack; verschifft wurden in derselben Zeit 52.166 Sack. Die Vorräte betragen am Sonnabend 182.504 Sack gegen 187.042 Sack am vorherigen Sonnabend.

In New York wurden seit dem 1. Juli verkauft 6.765.000 Sack, in Hamburg 7.095.500 Sack, in Havre 4.875.000 Sack und in London 1.265.000 Sack.

Verkehrssteuer. Am 30. Dezember 1910 wurde die Transport- und Transitsteuer abgeschafft und an ihre Stelle die Verkehrssteuer eingeführt. Diese Steuer hat im Jahre 1911 dem Staate eine Einnahme von 1.255:357\$411 abgeworfen. Auf die einzelnen Eisenbahnen verteilt sich diese Summe wie folgt:

S. Paulo Railway	416:890\$650
Companhia Sorocabana	297:464\$484
Companhia Mogyana	242:592\$027
Companhia Paulista	236:015\$450
Estrada Araraquara	35:318\$190
Estrada Dourados	14:302\$200
Noroeste do Brasil	8:642\$010
Ramal Ferreo Campineiro	3:790\$400

Ein Häkchen verspricht der 15jährige João de Oliveira zu werden. Am Sonnabend befand er sich in dem bekannten Juweliergeschäft „Casa Netter“ und erstand sich einen Kragenknopf für 500 Reis. Bei dieser Gelegenheit nahm er den Ladentisch recht gründlich in Augenschein und da gewahrte er, daß die Verkäufer nicht richtig auf dem Posten waren. Einer dieser Herren hatte einem Kun-

den mehrere sehr kostbare Busennadeln vorgelegt und anstatt diese teuren Sachen mit Argusaugen zu wahren, hatte er denselben den Rücken zugekehrt, um einen Kollegen nach irgend etwas zu fragen. Eine solche Nachlässigkeit mußte nach der Ansicht João's bestraft werden und das tat er dadurch, daß er mit einem kühnen Griff sich der Nadeln bemächtigte und mit einem Satze aus dem Laden flog, um auf der sehr belebten Rua 15 de Novembro in der Menge unterzutauchen. Schnell war João von dannen gegangen, aber ebenso schnell folgte ihm die Hermandad und schon nach einer halben Stunde hatte man ihn am Wickel. Er wollte in einem Goldwarengeschäft in der Rua São João die Busennadeln, die zusammen einen Wert von acht Contos de Reis repräsentierten, für eine Bagatelle verkaufen. Jetzt sitzt er hinter Schloß und Riegel und klagt über die böse Welt, die seine guten Absichten so falsch deutet. Er hat den Verkäufer, der per Zufall der Chef des Hauses selbst war, zu einer besseren Aufmerksamkeit erziehen wollen, und das nennt man Diebstahl.

Spende für das österreichische Rote Kreuz. Wie wir erfahren, ist als Resultat einer privaten Sammlung der Betrag von 3500 Kronen vom hiesigen österr.-ungar. Konsulat als Spende für das am Balkan wirkende österr. Rote Kreuz abgegangen.

Der Deutsche Turnverein hielt am Sonntag, den 7. Dezember, unter sehr reger Beteiligung sein 24. Stiftungsfest ab. Die turnerischen Vorführungen lieferten den allerbesten Beweis, daß der Verein, der in Herrn Willy Mitscherlich einen ausgezeichneten Turnmeister besitzt, sich mit Eifer und Erfolg der edlen Turnerei widmet. Besonders erfreulich waren die Vorführungen der Zöglingriege, in der der Verein einen zahlreichen und sehr tüchtigen Nachwuchs besitzt, der, in die Fußstapfen der Älteren tretend, den turnerischen Geist pflegen wird. — Die turnerischen Vorführungen begannen mit Freiübungen der Zöglinge, diesen folgte Reigenturnen der Zöglinge und dann kamen von den Zöglingen sehr exakt ausgeführte Pyramiden. — Zwischen dem ersten und zweiten Teil des turnerischen Programms hielt der Vereinspräsident, Herr Karl Wöllner, die Festrede, in der er in kurzen Zügen die Geschichte des Vereins entwarf und der Hoffnung Ausdruck gab, daß auch in Zukunft die edle Turnsache hier ihre Anhänger und Förderer finden wird. Nach der Festrede kamen Freiübungen der Männer und Riegenturnen der Männer. Den Schluß bildete die wohlgeschulte erste Riege mit Kirturnen und die Männer mit Pyramiden. Preise erhielten von der ersten Riege die Herren: 1. Alfred Ebert, 2. Adolf Ulbrich, 3. Hans Kirchner und 4. Emil Habicht — Ehrendiplom und Eichenkranz. In der zweiten Riege erhielten Ehrendiplom und Eichenkranz die Herren Oscar Diener, Karl Wöllner und Hermann Schütz und Ehrendiplom Herr Alfred Malakowsky. — Nach den turnerischen Vorführungen wurde ein flottes Kränzchen abgehalten. Wir wünschen dem Deutschen Turnverein weiteres Blühen und Gedeihen.

Stadtverschönerung. Unsere Stadtverschönerer sind fleißig bei der Arbeit, als ob São Paulo sich für eine Schönheitskonkurrenz vorzubereiten hätte und als ob die kostspieligsten Enteignungen allein schon die Verschönerung ausmachten. Die letzte Neuigkeit in dieser Richtung ist, daß der Regierungspalast dem Zusammensturz nahe sei und schleunigst abgerissen werden müsse. Ueber die Solidität des Regierungspalastes wollen wir nicht streiten, obwohl wir der Ansicht sind, daß die Behauptung, der Zahn der Zeit habe bereits seine Funda-

mente zernagt, eine kolossale Uebertreibung ist. Was uns an der Meldung überrascht, ist, daß an der Stelle des Palastes ein Belvedere errichtet werden soll. Für den Bau des neuen Palastes soll dann der Platz, auf dem jetzt das Postgebäude steht oder das Häusergeviert zwischen der Rua Anchieta enteignet werden. Der Platz, auf dem die Post steht, repräsentiert einen ungeheuren Wert und das andere große Grundstück nicht minder. Es soll also eine Riesensumme ausgegeben werden, um den jetzigen Palastplatz zu einem Belvedere umgestalten zu können, und diese Forderung, die wohl alles bisherige übertrifft, wird von vielen für ganz selbstverständlich gehalten und mit Freuden begrüßt. Belvederes sind dazu da, um ihren Besuchern schöne Aussichten zu gewähren; was will man aber von dem Palastplatze aus sehen? Die Varzea do Carmo, die man von dort aus zu allererst gewahren kann, ist ja nicht übel, aber auch nicht besser als irgend ein anderer vernachlässigter Platz, der zur Regenzeit mit einem Sumpfe eine verzweifelte Ähnlichkeit hat. Die Fabrikschlotte in der Braz und der Moóca sind auch nicht schlecht anzusehen, aber ihre Wirkung sollte man doch keine Belvedere bauen, das Millionen kosten kann. Würde dieser Belvedere zustande kommen, dann müßte man wenigstens verbieten, daß seine Besucher Feldstecher mitbringen, denn durch diese Instrumente könnte man die ungepflasterten Straßen der Arbeiterviertel sehen und dieser Anblick wäre wie eine ständige Anklage gegen diejenigen erhoben, die Belvederes bauen, anstatt für ein anständiges Straßennetz zu sorgen.

Diesem großzügigen Plane ähnlich ist da Projekt, aus dem Largo da Se einen öffentlichen Garten zu machen. Die Gärten sind wohl die Lungen einer Stadt, aber ein Lebewesen besteht doch nicht aus lauter Lungen, wie auch auch die Schmiede nicht allein aus einem Blasebalg besteht. Kaum hundert Schritt von dem Largo da Sé ist die Praça João Mendes; nach der anderen Seite hin sind kaum fünfzig Schritt bis zum Palastgarten; auf der dritten Seite werden bald die Anlagen in der Valle Anhangabahüentstehen, die sich höchstens zweihundertfünfzig Meter von dem genannten Largo entfernt befinden und nach der vierten Seite hat man die Varzea do Carmo. Wo will man denn mit den Gärten hin? São Paulo ist doch schließlich kein Ausflugsort und keine Heilanstalt für Tuberkulose — zu Ausflügen hat man die Vorstädte und für die Brustkranken hat man die Campos do Jordão! Wenn die Gärten das höchste der Gefühle sind, dann kann es ja jemanden einfallen, den ganzen Triangulo mit dem Schuttwagen davonzufahren, um dann auf dem gewonnenen Platz einen großen Park anzulegen. Gärten muß die Stadt haben, aber nicht im engsten Handelsviertel, wo die Grundstücke fabelhafte Summen kosten, sondern in den Wohnbezirken, denn man stellt die Zimmerpflanzen ja auch nicht auf dem Schreibtisch oder neben dem Kassenschrank auf, sondern in der Wohnung und wie die Familien im Kleinen, so sollte die Stadt im Großen halten.

Vom Handel. In der letzten Zeit haben wir wiederholt Klagen registriert, welche der Handel gegen die Docasgesellschaft erhebt. Diese Klagen sind von dem Handel selbst formuliert und sowohl dem Finanz- wie dem Verkehrsminister vorgebracht worden, aber alles geht doch seinen alten Gang weiter; von der Regierung wird keine Abhilfe geschaffen und die Docas denkt gar nicht daran, auch nur einigermaßen ihre Pflichten zu erfüllen. Früher hatte die Gesellschaft 5000 Arbeiter, jetzt hat sie nur noch 1600 und wenige. Die Leute haben sich anderweitig Beschäftigung gesucht, weil sie bei der unpertinenten Gesellschaft nicht mehr aushalten konn-

ten und jetzt wurstelt sie mit einer beneidenswerten Gleichmut dahin, wohlbewußt, daß die Regierung nicht ernstlich daran denkt, ihrer Mißwirtschaft ein Ende zu machen. Die beispielslose Mißwirtschaft der Docas wird zur Folge haben, daß viele Geschäfte die rechtzeitig für Weihnachten bestellten Spielwaren und Geschenkartikel erst im März oder April bekommen werden, um sie dann für das nächste Jahr einzusalzen. Gegen die Arbeiter, wenn sie durch die Niederlegung der Arbeit den Handel Schwierigkeiten verursachen, hat die Regierung schnelle Mittel bei der Hand — den Kreuzer „Rio Grande do Sul“ und das Ausweisungsgesetz, wenn aber die Gesellschaft selbst nicht vorübergehend, sondern ständig und systematisch den Handel schikaniert, dann hat der grüne Tisch für die Beschwerden der Geschädigten kein Verständnis: in allen Gipfeln ist Ruh', Handel, nun kannst auch ruhen du.

Große Aufregung verursachte am Montagabend ein Zebú-Ochse in der Avenida Tiradentes. Er war einem Eisenbahnwaggon entsprungen und trabte der Ponte Grande zu. Die Avenida war bald menschenleer, denn niemand verspürte die Lust, mit dem Kopfschmuck des Durchbrenners nähere Bekanntschaft zu machen. Nur eine ältere Italienerin, welche die Natur mit wenig Eleganz aber viel natürlichen Polstern ausgestattet, hatte die Gelegenheit zur Flucht verpaßt und befand sich nun in der Gefahr, ohne die nötige Vorbildung und Ausrüstung einen Stierkampf aufzunehmen. Das Rind ging auf sie los und da geschah etwas unglaubliches. Die Italienerin, eine von der Art, von welcher man sagen kann: „Zwei Zentner wog sie ganz genau, ihr Anblick machte satt“, umfaßte einen Baum und kletterte behend in die sichere Höhe, wobei sie jämmerlich zu ihrem Heimatsheiligen, San Genaro, um Hilfe schrie. Der Ochse versuchte zuerst den Baum umzustoßen, als ihm aber dieses nicht gelang, ging er seines Weges, Schrecken verbreitend. Auf der Rua Voluntarias da Patria schlug er einen Staatsbeamten in die Flucht und als ein Automobil ihm entgegenfuhr, griff er auch dieses an. In dem Auto saßen mehrere elegante Französinen, und diese begannen, obwohl der Zebú jedenfalls nicht das erste Rindvieh war, das sich ihnen genähert, ebenso zu schreien wie die Italienerin auf der Avenida Tiradentes. Der Chauffeur riß aber den Wagen zur Seite, gab ihm die höchste Geschwindigkeit und der Ochse mußte einsehen, daß er mit einem Auto nicht um die Wette laufen konnte. Schließlich begab sich der Zebú nach der Varzea Canindé, wo er eine Kuh traf. Dieser näherte er sich sehr freundlich und in deren Gesellschaft blieb er auch.

Polizei. Am Ende des nächsten Monats soll hier ein ausländischer Detektiv eintreffen, den der Justizsekretär kontrahiert hat, um der paulistaner Hermandad die Kunst beizubringen, Verbrecher zu fangen. Eine solche Ausbildung tut unserer Polizei wirklich not, denn mit dem Einfangen der flüchtigen schweren Jungen will es hier noch immer nicht klappen.

Sport. Mancher Leser, der seine Freude an der Leicht-Athletik hat, erinnert sich noch der Zeiten, in denen Hermann Friese Preis für Preis sich holte, erinnert sich vielleicht noch an das Staffetten-Laufen im Velodrom, bei dem dieser, als letzter Mann startend, durch das Versagen des zweiten Läufers über eine Viertelrunde der Bahn nachholen mußte und doch noch gewann. Erinnert sich noch der Begeisterung des Publikums. Die Zeiten haben sich geändert, aber was Strecken-Laufen anbelangt, hat der alte Kämpfe einen würdigen Nachfolger bekommen. Herr Richard Schrayger schlug letzten Sonn-

tag im Park Antarctica den gefürchteten italienischen Champion über 20 Kilometer in prachtvollem Stile um 2 Runden, mehr wie 1600 Meter, in der brillanten Zeit von 1 Stunde 14 Minuten. 1 Stunde 11 Minuten ist Weltrekord für diese Entfernung. Und wie leicht bewältigte er diese riesige Strecke. Federnd auf den Fußspitzen, frisch wie am Anfang spurtete er die letzten 50 Meter und tadellos im Atem und mit ruhigem Herzen kam er ein. Die zahlreich anwesenden Deutschen bereiteten ihm eine wohlverdiente Ovation und trugen ihn auf den Schultern zum Ankleideraum. Hoffentlich wird diesem neuen Stern des Sportklub Germania recht häufig Gelegenheit geboten, seine hervorragenden Fähigkeiten zu erweisen und gelingt es ihm, recht viele Schüler zu seinem schönen Sport heranzuziehen und auszubilden. Es gibt nicht viele solche Meister.

Der Banan Handel hat mit großeⁿ Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die zwischen Santos und Buenos Aires, dem Hauptmarkt des Produktes, verkehrenden Dampfer können die Ware nicht befördern. Die Royal Mail nimmt überhaupt keine Bananen an und die anderen kommen schon so befrachtet, daß sie nicht mehr instande sind, größere Bananenladungen nach Argentinien mitzunehmen. Die Früchte, die in Buenos Aires gute Preise erzielen würden, müssen daher in Santos verderben. Jetzt haben die Bananenproduzenten sich an den Ackerbausekretär gewendet und um seine Vermittlung gebeten, damit dem Mißstand gesteuert werde. Herr Dr. Paulo de Moraes Barros hat auch seine Hilfe zugesagt und sofort an den Landwirtschaftsminister in diesem Sinne telegraphiert. Herr Dr. Pedro de Toledo wird jedenfalls auch sein möglichstes tun, aber eine schnelle Abhilfe ist hierin kaum zu erwarten, denn der Mißstand liegt in der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel begründet, die nicht so leicht zu beseitigen ist. Bei dieser Gelegenheit muß man daran erinnern, daß Brasilien seinen eigenen Lloyd besitzt. Warum nehmen die nach Montevideo verkehrenden vier Dampfer nicht die Bananen nicht mit? Was würden die Herren Minister wohl sagen, wenn man ihnen diese Frage stellen würde.

Das Habeas Corpus, das nur dazu da sein sollte, die Bürger von der Polizeiwillkür zu schützen, ist hier zu einer breiten Pforte geworden, durch die auch die Freiheit gewinnen. Dieses beweist auch der folgende Fall. Der Syrier Sobel Nabur, der an der Rua dos Immigrantes ein kleines Geschäft besitzt, hatte ein 16jähriges Dienstmädchen überredet, einen Rock im Werte von 18\$000 anzunehmen. Dieses Mädchen begab sich nun am Abend des 28. November nach dem Geschäft, um Nabur zu sagen, daß sie den Rock erst am 1. Dezember werde zahlen können. Nabur schloß die Ladentür und vergewaltigte das Mädchen, das er dann seinem Vetter Rapala Kerry überließ, der es bis am anderen Morgen bei sich behielt. Gegen die beiden Wüstlinge wurde sofort Anzeige erstattet und sie wurden beide verhaftet. Sonderbarerweise wurde gegen sie aber nicht der Präventivhaftbefehl erlassen und so gelang es einem Advokaten, sie mittels des Habeas Corpus auf freien Fuß zu setzen. Jetzt, nach Ablauf von fast zwei Wochen ist der Haftbefehl erlassen worden, aber die beiden Syrier befinden sich schon nicht mehr in der Stadt.

Publikationen. Das Ackerbausekretariat hat im Monat November 34.170 Exemplare von Publikationen verschiedenen Formats verteilt. Diese Schriften dienen der landwirtschaftlichen Unterweisung oder der Propaganda. Von den 34.170 Exemplaren wurden 18.596 im Staate São Paulo selbst, 3378 in den anderen brasilianischen Staaten und 12.196 im Auslande verteilt.



Bundeshauptstadt.

Sessionsverlängerung. Der Bundespräsident unterzeichnete das Dekret, durch das die gegenwärtige Sitzungsperiode des Kongresses bis zum 31. Dezember verlängert wird. Das war zu erwarten und entspricht ja nur dem seit Jahren eingeführten Gebrauch oder besser gesagt Mißbrauch. Die Väter des Vaterlandes wollen grundsätzlich Diäten verdienen, solange es eben geht. Sie denken gar nicht daran, ihr Pensum in der Zeit zu erledigen, die in anderen Parlamenten genügt. Wenn wenigstens noch Anwesenheitsgelder gezahlt würden, so daß die Herren Volksvertreter nicht mehr in Paris oder Pará ihre Diäten verzehren könnten, ohne die geringste Gegenleistung! Dann könnte sich auch der Skandal nicht mehr wiederholen, der heute alltäglich ist, daß genug Parlamentarier in Rio anwesend sind, um ein beschlußfähiges Haus zusammenzubringen, daß sie aber nicht zu den Sitzungen erscheinen. Und auch der noch größere Skandal würde vermieden, daß 130 Deputierte im Kammergebäude angetroffen werden, daß aber trotzdem nicht abgestimmt werden kann, weil die Herren sich nur im Café, im Rauchzimmer, in den Wandelgängen aufhalten, den Sitzungssaal aber wie die Pest meiden. Immerhin kann man in diesem Jahre dem Kongress — oder sagen wir weniger faul gewesen ist, als in den Vorjahren. Wir werden es diesmal wohl erleben, daß das Budget ordnungsmäßig durchberaten und nicht erst am 31. Dezember in Hurrahstimmung erledigt wird. Besser wird es deshalb allerdings auch nicht ausfallen, denn die lokal- und parteipolitischen sowie die persönlichen Interessen erweisen sich immer als ausschlaggebend. Sie und nicht das Wohl des Landes bilden bei der Abstimmung das entscheidende Moment. Es gibt aber gerade unter den Parlamentariern ernsthafte Leute, die da meinen, daß die Regenerierung nicht ausbleiben werde, daß vielmehr schon hoffnungsvolle Anzeichen dafür vorhanden sind. Mögen sie mit ihrem Optimismus Recht behalten! Es ist wahrlich höchste Zeit für das Land.

Deutsche Einwanderer. Der französische Dampfer „Pampa“ brachte einundzwanzig deutsche Familien mit einhundertunddreizehn Köpfen, die für die Kolonien in den Staaten Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul bestimmt sind. Montag befanden sich auf der Ilha das Flores zweihundertfünfzig Einwanderer, die sich meist aus Deutschen zusammensetzen. Das ist im Interesse der brasilianischen Landwirtschaft zu begrüßen, da sich die deutschen Einwanderer den hiesigen Verhältnissen fast in allen Fällen leichter anpassen als die anderer Nationen, vor allem aber aus der Heimat die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen mitbringen, die zu einem Fortkommen als Kolonist unbedingt nötig sind. Nicht von allen Einwanderern für unsere Kolonien kann man das behaupten, da die Agenten ziemlich wahllos vorgehen und alles nehmen, was sich ihnen bietet, des Kopfgeldes wegen, das sie für jeden einzelnen Mann erhalten, den sie der hiesigen Einwandererbehörde abliefern.

Nordamerikanische Ausfuhr nach Brasilien. Der Handel der Vereinigten Staaten nach Südamerika im allgemeinen ist im letzten Jahre ganz außerordentlich gestiegen. Ueberall haben die nordamerikanischen Kaufleute, Industriellen und Kapitalisten eine geradezu fieberhafte Tätigkeit entfaltet. Wie eifrig sie bei der Arbeit sind, das ging ja erst kürzlich aus den vom brasilianischen Landwirtschaftsministerium veröffentlichten Zahlen hervor: um mehr als 4000 Prozent stieg innerhalb zwei Jahren die nordamerikanische Kapitalanlage in Bra-

silien. Nach der Statistik der Vereinigten Staaten wurden von Januar bis Oktober nach Brasilien ausgeführt: landwirtschaftliche Instrumente im Werte von 377.511 Dollars gegen 324.857 Dollars im gleichen Zeitraum des Vorjahres; 551.726 Faß Weizen gegen 435.699 Faß in den ersten 10 Monaten 1911 und 31.858.872 Gallonen Petroleum gegen 22.242.292 Gallonen in der Vergleichsperiode. Der Gesamtwert der Ausfuhr nach Brasilien in diesen 10 Monaten bezifferte sich auf 33.968.755 Dollars, was im Vergleich der letzten vier Jahre eine Steigerung um 104 Prozent, also um mehr als das Doppelte bedeutet. Im Oktober wertete die Ausfuhr 3.114.336 Dollars, das ist eine größere Steigerung als die im Oktober 1911 gegen den Oktober 1910 verzeichnete. Jedenfalls erweisen diese Zahlen klar, daß die gewaltigen Anstrengungen der Nordamerikaner zur Eroberung der südamerikanischen Märkte nicht erfolglos sind. Und wenn sie auch noch keine beherrschende Stellung einnehmen, so werden sie doch in absehbarer Zeit dahin gelangen, falls die europäischen Ausfuhrländer nicht alle Kräfte einsetzen, um den Vorsprung zu bewahren, den sie bislang hatten.

Die Pensionierung der Offiziere von Heer und Flotte soll durch ein neues Gesetz bekanntlich anders geregelt werden, und zwar so, daß kein Pensionierter mehr bezieht als während des Dienstes. Dieses Gesetz ist natürlich dankbar zu begrüßen, denn es ist ein skandalöser Zustand, daß heute so und so viele Offiziere gar nichts Besseres tun können, als sich pensionieren zu lassen, weil sich mit dem Uebertritt in den Ruhestand unter gewissen Voraussetzungen die Bezüge erhöhten. Die Berechtigung dieser moralischen Neuordnung erkennt auch der Club Militar an, der sich mit dem Entwurf beschäftigte. Er will nur eine Bestimmung abgeschafft haben, die nämlich, daß jeder Offizier zwei Jahre lang jeden Posten effektiv bekleidet haben muß, wenn er pensioniert werden will. Wir halten diese Bestimmung gar nicht für so unberechtigt, denn es bleibt den Militärs, die sich politisch oder anderweitig betätigen wollen, auch dann noch hinreichend Zeit und Gelegenheit, um sich ihrem Berufe und seinen Pflichten zu entziehen.

Der falsche Falschmünzer. Unsere Polizei hatte einen gewissen Agostinho Fernandez verhaftet und ihm den Prozeß gemacht, weil er falsches Geld in den Verkehr gebracht haben sollte. Gestern stand dieserhalb Termin an. Die Zeugen erklärten jedoch, daß der Angeklagte nicht die Person sei, die ihnen das falsche Geld aufgehängt habe. Da auch Agostinho Fernandez entschieden seine Unschuld beteuerte und da die Polizei keine Beweise erbringen konnte, so gelangte der Richter zu der Ueberzeugung, daß es sich um eine Verwechslung handele, und ordnete die sofortige Freilassung des Angeklagten an. Offenbar hat unsere hochwohlwollliche Kriminalpolizei wieder einmal einen X-Beliebigen verhaftet, um im Tagesbericht mit ihrer Findigkeit prunken zu können.

Brand. Ob es wohl noch eine Stadt geben mag, in der es so viel brennt wie in Rio de Janeiro, wo man jeden Tag von drei bis vier Bränden lesen kann? Da in solchen Fällen nur noch Interesse für die großen Brände übrig bleibt, wollen wir auch nur den in der Rua Chaves Floria in S. Christovão erwähnen, der kurz nach Mitternacht von Montag auf Dienstag ausbrach und die beiden Gebäude Nr. 58 und 60 vollständig einäscherte. Die Feuerwehr mit ihrem Kommandanten war zwar ziemlich rasch auf dem Brandplatze erschienen, doch gab es, als sie mit ihren Dampfstrahlzügen ankam, eben nichts mehr zu löschen, da nur noch die schwarzen Mauern zum dunklen Himmel ragten.

Dynamitexplosion. Zu einer eigenartigen Explosion kam es am Montag nachmittags in unse-

rein Hafen auf einem kleinen Segelboote, in welchem drei Männer dem Fischen oblagen. Sie fischten nämlich nicht, wie üblich mit Angelruten, sondern mit Dynamit, von dem ein kleines Quantum im Boote aufgestapelt war. Die Unvorsichtigkeit des einen der Männer ging so weit, daß er während dieser gefährlichen Manipulation rauchte und durch eineⁿ abspringendeⁿ Funken das ganze Unglück verursachte. Der eine der Dynamitfischer, Luiz Felippe, wurde ins Wasser geschleudert und ertrank in dem momentan ziemlich hochgehenden Wogen, während die beiden anderen, die ebenfalls ins Wasser fielen und milder schwere Verletzungen erlitten hatten, sich durch Schwimmen halten und so gerettet werden konnten. Das kleine Boot wurde vollständig zerrümmert. Die geretteten Fischer kamen mit eiligen Brandwunden im Gesicht und auf dem Körper davon.

Waldverwüstung. Die Bundesregierung hat in weitem Umkreise um die Bundeshauptstadt in der Serra die Wälder angekauft, um die Quellen zu schützen, die für Wasserversorgung von Rio benötigt werden. Sie hat sogar Aufseher bestellt, denen die einzelnen Walddistrikte zugeteilt sind. Aber diese Aufseher tun entweder ihre Pflicht nicht oder sie haben keine Macht, ihren Anordnungen Nachdruck zu verleihen, denn die betreffenden Wälder wimmeln von Eindringlingen, die sich dort Hütten gebaut und Pflanzungen angelegt haben. Diese Leute verwüsten die Wälder genau so, wie es vor dem Ankauf durch die Regierung die früheren Eigentümer taten. Sie schlagen Jahr für Jahr ein neues Stück Wald, und da die gegenwärtige Regierung noch zwei Jahre vor sich hat und man nicht weiß, wie die folgende ausfallen wird, so haben wir alle Aussicht, daß binnen wenigen Jahren die Wasserversorgung von Rio aufs neue in Gefahr ist. Dann wird man weiter hinaus von neuem für schweres Geld Wälder ankaufen und kostspielige Fernleitungen anlegen. Und von neuem werden die Brennsiedler eindringen und den Wald verwüsten, und so wird es fortgehen, bis kein Wald mehr da ist. Was dann werden wird, das weiß der Himmel. Wahrscheinlich wird man dann den Cariocas filtriertes Meerwasser zu trinken geben.

Meuterei auf einem französischen Schiff. An Bord des Dampfers „Paraná“ von der Sud Atlantique versuchten die Passagiere des Zwischendecks zu meutern. Die Hafenz Polizei entsandte zur Aufrechterhaltung der Ordnung 30 Mann an Bord des Schiffes. Der Kasten hatte 2700 Menschen an Bord; fast alles Auswanderer nach Argentinien. Die Sud Atlantique führt sich gut ein. Schlechtes Essen, Mangel an jeder Verpflegung, Mangel an Wasser Pocken, Beulenpest und Meuterei, das sind die Dinge, die man vor dieser Gesellschaft hört und wir wundern uns nur, daß die Geldstrafen ausbleiben, mit welchen man doch sonst nicht allzu sparsam umzugehen pflegt.

Vom Lloyd. In der letzten Zeit hat die Presse sehr wenig vom Novo Lloyd Brasileiro gesprochen, und das geschah wohl deshalb, weil man überdrüssig geworden war, immer wieder dieselben Klagen zu erheben. Jetzt hört man aber, daß der Regierung von einem großen Syndikat ein günstiges Angebot gemacht worden sei und daß man der Frage näher treten wolle, ob es nicht besser wäre, den Lloyd zu verkaufen oder zu verpachten. Daß das nicht genannte Syndikat mit dem Farquhar-Konzern zusammenhängt, daran ist nicht zu zweifeln, denn heutzutage ist Farquhar allgegenwärtig und nur ihm kann es eingefallen sein, der brasilianischen Regierung die Schiffe abzukaufen. Die Küstenschiffahrt ist nun wohl nach einer nicht mißzuverstehenden

Bestimmung der Bundesverfassung national und infolgedessen kann eine ausländische Gesellschaft nicht die Eigentümerin des Lloyd werden, aber alles läßt sich deichseln, und die Paragraphen sind doch nur dazu da, daß man sie umgehe. Farquhar kann es mit der bereitwilligen Hilfe der Bundesregierung so einrichten, daß er den Lloyd bekommt und die Verfassung trotz alledem noch Verfassung bleibt. Zu dem Farquhar-Konzern gehören auch Brasilianer und auf den Namen eines solchen kann der Lloyd gekauft und weitergeführt werden, dann ist er national und doch hat Farquhar ihn in seiner Gewalt. — Wie bei jedem Anlaß, so hat auch nach dem Auftauchen der Verkaufsgerüchte die Presse Interviews veranstaltet und Leute, die über den Lloyd etwas sagen können, nach ihren Ansichten gefragt. Das bemerkenswerteste Interview ist das mit Herrn Bettim Paes Leme, einem früheren Direktor des Lloyd. Dieser Herr hat den Mann entdeckt, der an dem Zerfall des Lloyd schuldig ist. Es ist kein anderer als Herr Dr. Lauro Müller. Der habe als Verkehrsminister den Lloyd ruiniert. Diese Auskunft, die schon so wie so mit Kopfschütteln aufgenommen worden wäre, wird vom Sprechenden selbst dadurch widerrufen, daß er in einem unbedachten Augenblick eingesteht, daß der Lloyd schon vor Lauro Müller sehr jämmerlich ausgesehen habe. Unter seiner, Paes Lemes, Verwaltung habe sich alles gebessert, und da diese Verwaltung mit der Amtsführung Lauro Müllers zusammenfiel, so kann und muß man doch wohl sagen, daß zu der Zeit, als Dr. Lauro Müller Verkehrsminister war, die Lage des Lloyd sich gebessert habe. Was Herr Paes Leme in dem Interview an Details erzählt, ist ziemlich belanglos, denn er sagt an Tatsachen eigentlich nichts Neues und neu ist nur die immer wiederkehrende Erklärung, daß Lauro Müller der Schuldige sei. Unserer Ansicht nach ist an dem Zerfall des Lloyd kein einziger Minister direkt schuld, denn die Schuld fällt dem System zu, mit dem weder Herr Lauro Müller noch seine Vorgänger oder Nachfolger brechen konnte. Man hat den Lloyd nie richtig verwaltet, man hat aus ihm eine Freistätte zur Versorgung von „Meninos bonitos“ gemacht, und deshalb ist es mit ihm immer rückwärts gegangen, während die „Companhia Nacional de Navegação Costeira“ ohne jede Subvention ein ausgezeichnetes Unternehmen wurde. — Ob er nun verkauft oder verpachtet wird, das ist sehr gleichgültig, denn schlechter kann er schwerlich werden und interessant ist bei der ganzen Sache nur die Frage, wie die Regierung die konstitutionelle Bestimmung umgehen wird. Wird sie den Paragraphen überhaupt außer acht lassen oder wird sie dazu einwilligen, daß das ausländische Syndikat sich eines Strohmannes bedient. In beiden Fällen werden die Syndikatschasser ein fürchterliches Geschrei erheben, aber in Bezug auf den Lloyd werden sie doch nicht sagen können, daß die nationale Verwaltung sich anderswie als in Vergeudung und Bummelerei bewährt habe.

Die verlorenen Milliarden. Der Balkankrieg hat nicht nur den beteiligten Völkern große wirtschaftliche Verluste gebracht, sondern auch den Völkern, die irgendwelche kommerzielle oder finanzielle Beziehungen zu den Balkanländern unterhalten. Es ist klar, daß in Kriegszeiten der Handel mit den kriegführenden Nationen lahmlegt und daß auch direkte Verluste erlitten werden, indem manche Häuser genötigt sind, ihre Zahlungen einzustellen. Außerdem hat speziell dieser Krieg lähmend auf den gesamten Welthandel gewirkt, da man befürchtete, daß er das Vorspiel zu einem Weltkrieg sein werde. Wenn man jedoch von fünfzehn und zwanzig Milliarden spricht, die Europa ver-



loren hätte, so ist das Börsenphantasie. An der Börse sind allerdings infolge der Panik, die namentlich in Paris und Wien groß war, fabelhafte Kursstürze erfolgt. Hier handelt es sich um Differenzen von Milliarden. Aber sind das wirklich Verluste? Unseres Erachtens nicht. Die Verluste im Börsenspiel sind ja keine Verluste der Gesamtwirtschaft, sondern nur Verluste des jeweiligen Inhabers der Papiere. Denn derjenige, der in Zeiten der Panik billig kauft, gewinnt später bei steigenden Kursen das wieder, was der Verkäufer verloren hat, so daß ein Ausgleich erfolgt. Und nicht einmal für die Einzelnen sind die Verluste so groß, wie sie angegeben werden. Es verkauft nämlich nicht jeder bei sinkenden Kursen, sondern wer die Papiere der Renten wegen erworben hat und nicht zu Spekulationszwecken, der bleibt ruhig darauf sitzen und wartet ab, bis der Kurs wieder steigt. In den Angaben, die in die Presse dringen, ist der Verlust aber immer von der Gesamtsumme des betreffenden Papiers berechnet worden. Wenn also z. B. eine Serbenanleihe von 5 Millionen Franken, die auf 92 stand, auf 78 sinkt, so heißt es: die Inhaber der serbischen Anleihe erlitten einen Verlust von 700.000 Franken. In Wahrheit haben aber nur diejenigen verloren, die zum Kurse von 92 gekauft hatten und nun zu 78 verkauften. Sie machen aber nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Inhaber der Serbenanleihe aus. Und so geht es mit allen Papieren. Auf diese Weise entstehen dann die fabelhaften Milliardenziffern, mit denen in der Presse der friedliebende Bürger geschreckt wird. Da wir auch in brasilianischen Zeitungen Betrachtungen über die Milliardenverluste fanden, schien es uns angebracht, einmal auf diese Tatsache hinzuweisen. Gewiß bringt der Balkankrieg, wie wir anfangs schon sagten, der europäischen Wirtschaft schwere Verluste — zum Teil allerdings wieder ausgeglichen durch die schweren Preise, die die kriegführenden Nationen für Kriegsbedarf aller Art zahlen müssen — Verluste, die in die Hunderte von Millionen gehen. Aber von 15 und 20 Milliarden kann auch nicht im entferntesten die Rede sein.

D. Pedro II. in den Vereinigten Staaten. Im „Jornal do Commercio“ veröffentlicht Hr. José Custodio Alves de Lima Erinnerungen an den Aufenthalt D. Pedros II. in den Vereinigten Staaten. Herr Alves de Lima studierte zur Zeit der Weltausstellung von Philadelphia (1876) auf der Cornell-Universität und durfte den Kaiser und die Kaiserin an Bord des Dampfers „Hevelius“ der Lamport und Holt-Linie begrüßen, den das Herrscherpaar zur Ueberfahrt nach den Staaten benutzte. Damals gab es noch wenige Brasilianer in Nordamerika. Ihren Hauptsitz hatten sie in Ithaca, wo sie sich vorwiegend an Frederick Hartt angeschlossen, den Schüler des berühmten Agassiz. Es waren fast durchweg Paulistaner, denen sich einige Mineiros angeschlossen hatten. São Paulo suchte schon damals enge Berührung mit den führenden Völkern des abendländischen Kulturkreises, um aus ihren Fortschritten für seine eigene Entwicklung Nutzen zu ziehen. Brasiliens Gesandter in Washington war Herr Carvalho Borges. Joaquim Nabuco verdiente sich als Legationssekretär eben die diplomatischen Sporen, schon damals wegen seiner männlichen Schönheit und seines Geistes ein Liebling der Washingtoner Gesellschaft. In New York wirkte der jetzige Herausgeber des „Jornal do Commercio“, Dr. José Carlos Rodrigues, als Herausgeber der illustrierten Zeitschrift „Novo Mundo“ und als Repräsentant des brasilianischen Intellekts. Dr. Rodrigues war es auch, der den jungen Studenten dem Kaiser vorstellte. „Es war ungefähr 11 Uhr abends,“

so erzählt Herr Alves de Lima, „als ich die Ehre hatte, den Kaiser zu begrüßen, der soeben Dr. José Carlos Rodrigues unarmit und ihm für die vielen Dienste gedankt hatte, die der Schriftsteller seit langem da draußen dem Vaterlande leistete. Nach mir defilierten die hervorragendsten Persönlichkeiten, die die Staaten damals aufzuweisen hatten. Was mich anbelangt, den einfachen Studenten aus einer unbekanntem Familie des Paulistaner Innern, so begnügte sich der Kaiser nicht mit einer Höflichkeitsphrase. Er faßte mich bei beiden Händen, drückte mich an seine breite Brust, so daß sein weißer Bart meinen Kopf streifte, begrüßte mich mit Herzlichkeit und sagte mir mit jener Aufrichtigkeit und jenem väterlichen Wohlwollen, das ihn so auszeichnete, daß er das Begrüßungstelegramm der Brasilianer an unsere Alma mater bereits beantwortet habe und daß er bedaure, daß die Cornell-Universität nicht in sein Reiseprogramm eingeschlossen sei; aber er heiße diejenigen schon jetzt willkommen, die nach Vollendung ihrer Studien nach Brasilien zurückzukehren gedächten. Ich empfand Stolz und Genugtuung bei diesen ermunternden Worten des großen Brasilianers, dessen Name von den vielen Tausenden genannt wurde, die sich auf dem Madison-Square drängten, um den Kaiser wenigstens von nahem zu sehen, wenn sie schon nicht mit ihm sprechen könnten. Noch heute steht mir jener Begeisterungstaumel lebendig vor Augen, obwohl 36 Jahre darüber vergangen sind. Der Jubel galt weniger dem Fürsten von Geblüt, dem direkten Nachkommen der Kaiserin Maria Theresia, als vielmehr dem Südamerikaner mit den edlen Zügen, mit dem schönen Kopfe und dem schneeweißen Barte, mit den einfachen, aber vornehmen Manieren, dem Manne, der mehrere Sprachen vollkommen beherrschte und auf allen Gebieten des zeitgenössischen Lebens bewandert war, der in der erlesensten Gesellschaft durch seine hohe, majestätische und anziehende Gestalt auffiel. . . Während der drei Monate, die D. Pedro in den Vereinigten Staaten zubrachte, überraschte er alle durch die würdige und korrekte Art seines Umganges. Er ließ nur Freunde und Verehrer zurück. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit wich er den zahlreichen Fragen aus, deren Beantwortung die Parteien und die Regierung der Staaten hätte verletzen können in einer Zeit, da gerade der Wahlkampf zwischen Fillden und Hayes tobte. Er besuchte jenes Land als einfacher Brasilianer, der sehen und lernen will, und zwar auf seine eigenen Kosten, indem er kategorisch alle Ehren und Privilegien ablehnte, auf die er als Oberhaupt einer befreundeten Nation Anspruch gehabt hätte. An der Seite von Frau Grant, der Gattin des Präsidenten, der seinerseits die Kaiserin führte, eröffnete er die Weltausstellung und setzte die Carliss-Maschine in Bewegung, damals die größte Maschine der Welt. Nachdem sie alle Staaten der Union vom Atlantic bis zum Pacific besucht hatten, begaben sich D. Pedro und D. The-reza Christina von New York aus nach Europa, und zwar an Bord des Dampfers „Russia“, der zu jener Zeit mit seinen 4000 Tonnen das größte Schiff der Cunard-Linie war.“ Wir glauben, daß dieser schlichte Bericht ein willkommener Beitrag zur Charakteristik des unvergeßlichen Kaisers ist.

Deutsch-evangelische Gemeinde Rio de Janeiro (Rua Menezes Vieira ant. Rua dos Invalidos Nr. 119): Jeden Sonntag Gottesdienst, vorm. 10 Uhr; am letzten Sonntag des Monats Abendgottesdienst um 7½ Uhr.

Allemanha Antarctica.

Der Artikel, den gegen Ende November ein Mister Unbekannt in der Londoner Wochenschrift „Spectator“ erscheinen ließ und in dem dieser edle Brite empfahl, dem europäischen Störenfried Deutschland zur Befriedigung seines Ausdehnungsdranges das „unermesslich reiche und sehr schlecht regierte“ Brasilien zuzuweisen — dieser durchsichtig dumme Artikel hat in Brasilien wirklich Gläubige gefunden. Oder wenigstens Leute, die so taten, als ob sie die Ausführungen des Mister Unbekannt für ernst nähmen, und die freudig den Anlaß benutzten, um wieder eine kleine Deutschenhetze zu inszenieren. Zur Ehre unserer lusobrasilianischen Landsleute sei jedoch gesagt, daß diese Gläubigen oder Scheingläubigen erheblich in der Minderheit blieben. Die Zeiten sind vorüber, wo der Popanz der deutschen Gefahr jedesmal ganz Lusobrasilien erbeben machte, wenn es irgendwo in Paris, London oder New York den guten Freunden Deutschlands gefiel, uns damit zu schrecken. Heute weiß die Mehrheit unseres Volkes, daß man in England, Frankreich und Nordamerika immer dann mit der deutschen Gefahr operiert, wenn man eigene böse Absichten verbergen oder den Handel des unbequemen Konkurrenten stören will.

Wir hätten also das Geschrei diesmal auf sich beruhen lassen können, wenn nicht die „Gazeta de Noticias“, die sich zur Wahrung unserer heiligsten Güter berufen fühlte, so weit gegangen wäre, eine Karte des „antarktischen Deutschlands“ zu veröffentlichen und wenn nicht im selben Blatte Dr. Gama Rosa unter Berufung auf seine Eigenschaft als früherer Gouverneur von Santa Catharina haarsträubende Deutschenfressereien vom Stapel gelassen hätte. Eine solche authentisch aussehende Karte und das Wort eines angeblichen Kenners der Verhältnisse machen natürlich auf den gutgläubigen Leser Eindruck und lassen das Bedenken in ihm aufsteigen, ob denn nicht doch an der Sache etwas Wahres sei.

Leiter der „Gazeta de Noticias“ ist Herr Paulo Barreto, der unter dem Pseudonym João do Rio zu den Zierden unseres zeitgenössischen Schrifttums gehört. Von einem Manne von seiner intellektuellen Kultur sollte man eigentlich erwarten, daß er die Spalten seines Blattes nicht dem kondensierten Blödsinn öffne, der dort am 26. v. M. produziert wurde unter der Ueberschrift „Germanophile Entgleisungen von Korrespondenten des „Expectator“ in London — Der europäische Frieden und die Besetzung Brasiliens — Die Utopie von der „deutsch-gefart“ und die deutschen Karten, die das Antarktische Deutschland verzeichnen — Schützenvereine, Lehrer und Mönche . . .“ Und wenn es noch bei dem Blödsinn geblieben wäre! Aber es wird auch mit frecher Stirn gelogen, im Vertrauen darauf, daß der Leser die Unwahrheit doch nie feststellen kann. Zum Beispiel: „Es ist nötig, immer wieder zu wiederholen, daß Deutschland seine Präntionen (auf Brasilien) niemals ernstlich abgestritten hat. Im Reichstag sind unzählige Stimmen laut geworden, die die schleunige Verwirklichung des alldeutschen Ideals fordern. . . . Zum mindesten verlangen sie die umgehende Organisation dessen, was auf gewissen deutschen Karten als „Antarktisches Deutschland“ bezeichnet wird. Der Rest (und das geht nicht nur uns, sondern auch die Argentinier und die Uruguayaner an) bleibt für später.“ Es ist ein wahres Wunder, daß die „Gazeta de Noticias“ nicht gleich aufs Ganze geht und auch Paraguay, Chile, Bolivien, Peru, Ecuador, Columbien und Venezuela als von der deut-

sehen Gefahr bedroht bezeichnet. Auf ein bißchen Lüge mehr oder weniger kommt es wirklich nicht an!

Die reproduzierte Karte der „Allemanha Antarctica“ ist natürlich eine freche Fälschung, die ein anständiges Blatt nicht begehen sollte. Nebenbei ist die Fälschung auch herzlich dumm, denn jeder, der seine Augen zu gebrauchen weiß, sieht, daß Grenzen und Schrift der „Allemanha Antarctica“ mit der untergelegten Karte nichts zu tun haben, sondern eigens für die Reproduktion in der „Gazeta de Noticias“ nachträglich eingezeichnet wurden. Wir haben schon einmal, vor etwa Jahresfrist, demjenigen eine Belohnung von einem Conto de Reis versprochen, der uns eine deutsche Originalkarte der „Allemanha Antarctica“ beibringen würde. Diese Belohnung hat sich bis heute noch niemand verdient, aus dem einfachen Grunde, weil die berichtigte Karte gar nicht existiert.

Sich selbst übertroffen hat aber die „Gazeta de Noticias“ am nächsten Tage, als sie Dr. Gama Rosa interviewen ließ. Dr. Gama Rosa ist der Leitartikler der „Folha do Dia“, des Blattes des Deputierten und Mehrheitsführers Fonseca Hermes, Bruder des Bundespräsidenten. Er war unter dem Kaiserreich Gouverneur verschiedener der damaligen Provinzen, eine Zeitlang auch der Provinz Santa Catharina. Diese seine Statthalterschaft in Santa Catharina dauerte nicht ganz zwei Jahre und liegt mehr als drei Jahrzehnte zurück. Genug, Herr Gama Rosa leitet daraus den Anspruch auf intime Kenntnis nicht etwa nur der Catharinenser, sondern der Deutschbrasilianer im allgemeinen und sogar der Deutschen ab und wird in der Unterschrift des Porträts, das das Interview begleitet, dem Publikum als „überzeugter Germanophobe“ vorgestellt. Diese Bezeichnung ist freilich nicht geeignet, den Herrn als vertrauenswürdigen Gewährsmann hinzustellen, denn wer sich zum Deutschenhaß bekennt, von dem kann man unmöglich ein unparteiisches Urteil über die Brasilianer deutscher Abkunft erwarten.

Ebensowenig vertrauenswürdig ist die Quelle, aus der Herr Gama Rosa seine Kenntnis geschöpft hat. Was er nämlich als eigene Beobachtung bezeichnet, das ist herzlich unbedeutend. Es beschränkt sich darauf, daß die Catharinenser Deutschbrasilianer sich der Annahme nationaler Ideen und Sitten widersetzt hätten. Um welche Ideen und Sitten es sich handelte, das verrät der Herr Exgouverneur klügelich nicht. Vielleicht wollten die Blumenauer sich nicht davon überzeugen, daß Brasilien durch die Rassenmischung groß werde, und weigerten sich deshalb, Mischehen mit Negern einzugehen. Und den Joinvillensern hat möglicherweise nicht eingeleuchtet, daß Käse mit Marmelade eine Delikatesse sei. Mit der eigenen Beobachtung scheint es also nicht weit her zu sein. Dafür hat Herr Gama Rosa sich um so eingehender von Gewährsleuten informieren lassen, die man allerdings als besonders unparteiisch und kompetent empfehlen kann, der sich über die Deutschbrasilianer unterrichten will. Herr Gama Rosa sagt wörtlich: „Ich erhielt genaue und eingehende Informationen von den Renegaten und Réfugiés des Alldeutschtums, welche damals den größten Teil der Catharinenser liberalen Partei bildeten.“ Es ist noch immer Renegatenart gewesen, das was sie verleugnet haben, auch zu beschimpfen und herabzusetzen. Wenn Herr Gama Rosa diesen Leuten wirklich geglaubt und auf ihren Berichten sein Urteil aufgebaut hat, dann kann er uns leid tun.

Leid tut uns aber auch Herr Paulo Barreto, Herausgeber der „Gazeta de Noticias“ und Mitglied der Academia Brasileira de Letras, daß er sein Blat

zu einer so haltlosen und böswilligen Hetze hergibt. Fragt man nach dem Beweggrunde, so kann man ihn in einem Leitartikel finden, den die „Tribuna“ unter dem Titel „Ein alter Popanz“ am selben Nachmittag veröffentlichte, an dessen Morgen der erste Hetzartikel der „Gazeta de Noticias“ erschienen war. Es scheint uns nicht überflüssig, die Ausführungen des dem früheren Bundespräsidenten Dr. Nilo Peçanha nahestehenden Blattes wiederzugeben. Die „Tribuna“ schreibt:

„Weil der Londoner „Spectator“ die Hypothese aufstellte, daß Brasilien das geeignete Feld für die Ausdehnung des Deutschen Reiches sei, geraten die eingeborenen Patrioten in Aufruhr und stoßen wutentbrannt nationale Racheschreie aus. Das Londoner Blatt meinte, Europa könne seine Ruhe vor den ewigen Kriegsfanfaren des Kaisers finden, wenn es die kriegerischen Instinkte des neuen Deutschland auf Südamerika und besonders auf unser Land ablenke. Das ist eine Meinung wie jede andere, der jede Autorität fehlt und die keine Absichten und Tendenzen der europäischen Diplomatie wiedergibt. Ihr traten sofort andere entgegen, die nachwiesen, daß die Anregung einfach absurd sei. Trotzdem weckt der Vorschlag des „Spectator“ noch immer lebhaften Widerhall in den Kreisen derjenigen Landsleute, die den Patriotismus zum Zweck sensationeller und lärmender Publikationen kultivieren. Man spricht wieder entsetzt von der deutschen Gefahr, dem berühmten Popanz der vorigen Generation, den wir jetzt längst erledigt glaubten. Aber worauf berufen sich denn die pessimistischen Patrioten, um in die Welt hinauszubrüllen, daß der mächtige Adler der Hohenzollern seine Fänge öffne, um Brasilien zu ergreifen? Etwa nur auf die mehr oder weniger humoristischen Phantasien des Londoner Blattes? Das scheint uns tatsächlich der Fall zu sein. Wenigstens gibt es keine plausiblen Tatsachen, die diese Rückkehr zur Alarmpolitik wegen der sogenannten Germanisierung Südbrasilien rechtfertigen. Die Logik der Tatsachen, die Lehre der Zeit, die Entwicklung des Nationalbewußtseins selbst vernichteten nach und nach alle die Lügen, die erfunden waren, um uns fürchten zu machen, Deutschland bereite mit Hilfe seiner Einwanderer die langsame, aber sichere Eroberung unseres Vaterlandes vor. In Wirklichkeit passen sich die deutschen Kolonisten Südbrasilien unserem Milieu vollkommen an, wenn sie auch, was natürlich ist, Gewohnheiten aus ihrem Heimatlande beibehalten. Niemand, der die deutsche Bevölkerung von Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul kennt, kann in gutem Glauben behaupten, daß sie eine Gefahr für die Einheit unseres Volkes bilden. . . Wir können mit der Sicherheit, die auf der genauen Kenntnis der Ideen der deutschen Kolonien des Südens beruht, versichern, daß dort nirgends der Wunsch herrscht, die brasilianische Herrschaft mit der deutschen zu vertauschen. Sie wollen mit ihrer alten Heimat nur wirtschaftliche Beziehungen unterhalten, und das kann uns nicht nur nicht schaden, sondern ist für unser Land im Gegenteil ein schätzbares Element des Fortschritts.

„Was die Furcht anbelangt, Deutschland werde sich in das Abenteuer eines Eroberungskrieges in Südamerika stürzen, so ist sie kindlich. Man kann sogar sagen, daß das eine Frage des gesunden Menschenverstandes ist. Es sind da zwei wichtige Umstände in Betracht zu ziehen. Erstens kann keine europäische Großmacht den größeren Teil ihrer militärischen Machtmittel für Unternehmungen dieser Art in einem anderen Erdteil freimachen. Sie alle bedürfen ihrer furchtbaren Rüstungen daheim, denn nur so wird der Friede in der Alten Welt aufrecht

erhalten. Sonst wären sie den anderen Mächten preisgegeben, von denen viele von der Hoffnung auf historische Revanchen leben. Die zweite Erwägung ist die fast unüberwindliche Schwierigkeit amerikanischer Eroberungen für ein europäisches Land. Wenn England und Italien ungeheure Opfer bringen mußten, um den Transvaal und Lybien zu erobern, so kann man sich vorstellen, was die Eroberung eines Landes wie des unsrigen kosten würde, das nicht nur ganz andere Widerstandsmöglichkeiten besitzt, sondern auch auf die Solidarität der anderen Nationen Amerikas rechnen könnte, die ja ebenfalls bedroht wären. Es liegt also kein Grund zum Alarm und zum Schrecken vor. Die deutsche Gefahr ist heute genau so wie gestern eine Blague, die nur von denen ausgenutzt wird, die ihren glühenden Patriotismus zu Markte bringen wollen.“

Die ganze Hetze hat aber auch ihre humoristische Seite. Die Bundesregierung — und nicht nur die gegenwärtige — ist eifrig bemüht, deutsche Einwanderer ins Land zu ziehen, weil sie in ihnen ein unschätzbares Element für die Entwicklung Brasiliens erkannt hat. Das gleiche tun die Staatsregierungen, die sich mit der Kolonisation abgeben, vor allem die von S. Paulo. Ob Herr Paulo Baireto die von ihm so sehr verehrten Staatsmänner von S. Paulo und ob Herr Gama Rosa die von ihm nicht minder verehrten Bundesleiter für so unpatriotisch hält, daß sie trotz der furchtbaren deutschen Gefahr deutsche Einwanderer werben, diese Frage wollen wir nicht entscheiden. Aber wir verstehen die Politik der deutschen Regierung nicht, die gerade das Gegenteil tut, was sie zur Vorbereitung der Eroberung Brasiliens tun müßte. Statt die von unserer Regierung gewünschte Einwanderung Deutscher nach Kräften zu fördern, ist sie im Gegenteil bestrebt, die Leute nach Ost- und Südwestafrika zu dirigieren. Ja noch nicht einmal zur völligen Aufhebung des in keiner Weise mehr berechtigten von der Heydt'schen Reskripts hat sie sich verstanden. Ebenso widersinnig — immer vom Standpunkt der geplanten Eroberung Brasiliens aus — handelt sie in militärischen Dingen. Statt sich die Ausbildung der Catharinenser Schützenvereine angelegen sein zu lassen, die doch die Vortruppen der deutschen Invasionsarmee bilden sollen, liefert sie dem Bundesheer und den Polizeitruppen der verschiedenen Staaten Waffen und Munition, erklärt sie sich bereit, eine Instruktions- und Organisationsmission für unsere Armee zur Verfügung zu stellen. Zweifellos wäre sie auch nicht abgeneigt, der Forderung des „Jornal do Commercio“ zu entsprechen und auch Marineinstruktoren zu entsenden. Die „Gazeta de Noticias“ und Herr Gama Rosa haben vergessen, diesen Widerspruch aufzuklären. Wir wollen ihnen zu Hilfe kommen. Deutschland möchte unsere Militärmacht auf eine achtungswerte Höhe bringen, damit ihm später der Sieg nicht zu leicht wird; denn an leichten Siegen liegt ihm nichts: wo bliebe da der Ruhm?!

Kaiser-Borax

Zum tägl. Gebrauch im Bad und Waschwasser.

Kaiser-Borax ist das mildeste und gesündeste Verschönerungsmittel für die Haut, macht das Wasser weich, heilt rauhe und unreine Haut, macht sie zart und weiß und beseitigt jeden kleinen Geruch. Ein Bad mit Kaiser-Borax nach starker Schweißabsonderung wirkt sehr erfrischend und anregend. Nur echt in roten Cartons.

Kaiser-Borax-Seele erstklassige Toiletseife.
Alleiniger Fabrikant Heinrich Maek in Ulm a. D.

Aus Oesterreich Ungarn.

(Von unserem L-Spezial-Berichterstatter.)

Das Exposé des Ministers. — Der Balkankampf — Die schließende Diplomatie — Albanien — Die Interessen Oesterreichs am Balkan — Ein Vortrag Hardens. — Die slowenische Obstruktion. — Die Zustände in Kroatien. — Das ungarische Gegenparlament — Ein neuer Gesandter für Brasilien — Die Fleishteuerung. — Hofburgkater. — Wiener Musikfestwoche.

Wien, 12. November 1912.

Es geschieht zum ersten Male, daß die zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten der Monarchie eingesetzten Delegationen in so kurzen Intervallen tagen. Die Delegationen, die eigentlich nichts anderes sind, als vom ungarischen und österreichischen Parlament gewählte Ausschüsse, treten jährlich einmal zur Erledigung des gemeinsamen Budgets zusammen. Gemeinsam sind die Ausgaben für das Heer und die Marine, für die diplomatischen und Konsularvertretungen im Auslande und die Bosnien und die Herzegowina betreffenden Angelegenheiten, da diese im Jahre 1908 annektierten neuen Reichslande einen Teil der Gesamtmonarchie bilden. Durch verschiedene Zwischenfälle, insbesondere durch die im ungarischen Parlament tobende Obstruktion war es jedoch nicht möglich, daß die Delegationen, die das Budget für das Jahr 1912 zu genehmigen haben, vor Oktober zusammentraten. Es ist sonst üblich, daß die Budgetbewilligung vor Beginn des Kalenderjahres erfolgt, damit kein ex-lex-Zustand eintritt und dieser Gepflogenheit zufolge traten die Delegationen vor wenigen Tagen abermals zusammen, um das Budget für das Jahr 1913 zu votieren. Diesmal tagen die Delegationen wieder in der ungarischen Hauptstadt Budapest. Die Delegationen wurden diesmal mit einem Exposé des Ministers Grafen Berchtold eröffnet, das natürlich die für Oesterreich-Ungarn brennendste Frage, die Balkanfrage, behandelte. Sowohl das Exposé des Ministers als auch die am nächsten Tage gehaltene Thronrede des Kaisers waren vom friedlichen Geist durchdrungen, wenn auch der Ernst der Situation aus den Worten herausklang. Der Niederbruch der Türkei und der Siegeszug der verbündeten Balkanvölker haben hier, wie allerorten, völlig überrascht. Kein Mensch rechnete mit einem Sieg der Balkanstaaten, da man die türkische Armee für außerordentlich tüchtig und den Armeen der Balkanstaaten weit überlegen hielt. Während sich die Serben, Montenegriener, Bulgaren und Griechen für den Entscheidungskampf vorbereiteten, schloß die europäische Diplomatie und ließ sich durch süßliche Redensarten einlullen. Ebenso wie im russisch-japanischen Krieg die Diplomatie vollständig versagte und die Welt von den japanischen Fortschritten überrascht wurde, gerade so hat die Diplomatie weder die türkische Mißwirtschaft noch die Rütungen der Balkanstaaten bemerkt. Das türkische Debacle ist auch gleichzeitig ein Debacle der Diplomatie, die nun bis auf die Knochen blamiert dasteht. Für uns in Oesterreich ist die Balkanfrage, die nun durch den Krieg kräftig aufgeworfen wird, eine Lebensfrage. Unsere ganze wirtschaftliche Entwicklung hängt von den im Orient herrschenden Verhältnissen ab, unser Export ist zumeist auf die Balkanländer angewiesen, so daß jede Veränderung daselbst von schwerwiegender Tragweite für uns werden kann. Insbesondere Serbien, welches vor 4 Jahren nur mit knapper Not einem Kriege mit Oesterreich-Ungarn entging, spannt seine Forderungen so hoch, daß ein Interessenkonflikt mit der österreichisch-ungarischen Monarchie fast unausweichlich ist. Serbien wünscht einen Hafen im adriatischen

Meer, der nur von Albanien, der türkischen an das adriatische Meer grenzenden Provinz, genommen werden könnte. Wenn jedoch Albanien von einer feindlichen Macht beherrscht wird, so erscheint die Verbindung zwischen der Adria und dem Mittelmeere gefährdet. Außerdem ist es eine Lebensfrage für Oesterreich, daß es den Weg nach dem Hafen im ägäischen Meere, Saloniki, freibekommt, daß der Monarchie das Recht zusteht, Kommunikationen dorthin zu leiten. Es wird das Hauptgewicht bei den Friedensverhandlungen darauf gelegt werden, eine neutrale Zone zu schaffen, damit die großen wirtschaftlichen Interessen Oesterreichs gewahrt werden. Von den Ansprüchen, die die Balkanstaaten und insbesondere Serbien erheben, wird es abhängen, ob der Frieden auch weiterhin erhalten bleibt. Obwohl in Oesterreich allgemein der Frieden gewünscht wird und sowohl die industriellen wie gewerblichen Kreise diesbezügliche Petitionen und Resolutionen bei jedem Anlasse beschließen, die Sozialdemokraten obendrein Nostris einberufen, die sich für den Frieden aussprechen, ist die Situation doch sehr ernst und wird viel von der Geschicklichkeit der Diplomatie abhängen. Nach den Proben der letzten Zeit ist die Hoffnung allerdings nicht groß. Sehr unangenehm berührt hier die Haltung Frankreichs, das sich zum Sprachrohr der russischen Wünsche macht. In Budapest, wohin der Hofstaat des Kaisers anlässlich der Delegationstagung verlegt wurde, finden wichtige Konferenzen statt. Der Thronfolger, der Kriegsminister und der Generalstabschef haben sich dahin begeben und auch der deutsche Botschafter am österreichischen Hofe, Herr von Tschirschky hat dort momentan seinen Aufenthalt genommen. Die Entscheidungen, die getroffen werden, sind schwerwiegender Natur. Oesterreich wünscht ein autonomes Albanien, über dessen katholische Einwohner es das Protektorat ausübt, während die Balkanstaaten es untereinander aufteilen wollen. Nun hat auch Italien ein Interesse an der uneingeschränkten Erhaltung dieses Gebietes, das als neutrales Land erklärt werden soll. Der Marsch der Serben nach dem Hafen Durazzo und die Absicht, diesen Hafen zu behalten, führt zu Komplikationen, die, wenn sie nicht im Keime erstickt werden, leicht einen Weltkrieg entfachen können. Rußland faßt als intimer Gegner Oesterreichs die serbischen Aspirationen an und das macht die Sache wesentlich schlechter. Wohl will man den Serben einen ägäischen Hafen zugestehen, aber dagegen wehrt sich wieder Bulgarien, das den Hauptanteil der zerstückelten Türkei erhalten wird. Um zwischen Serbien und Oesterreich zu vermitteln, hat Bulgarien seinen Sobranjepräsidenten Danjew nach Budapest entsendet, der auch vom Kaiser Franz Joseph in Audienz empfangen wurde und in mehrfachen Konferenzen mit dem österreichischen Minister des Außenwerts einen Mittelweg zu finden sucht, damit den Wünschen Serbiens nach Möglichkeit entgegengekommen werde, ohne die Lebensinteressen Oesterreichs zu gefährden. So viel steht fest, daß Oesterreich unter keinen Umständen die Festsetzung der Serben an der Adria zulassen wird, da im letzteren Falle die Russen einen Stützpunkt erhalten würden, der die Aktionsfreiheit Oesterreichs zur See wesentlich beschränken würde. Das Duell wird jetzt scheinbar zwischen Serbien und Oesterreich, in Wirklichkeit jedoch zwischen Rußland und Oesterreich ausgefochten.

Der Berliner Schriftsteller Maximilian Harden hat vor wenigen Tagen in Wien einen überaus geistreichen Vortrag über den Balkankampf gehalten, in welchem er mit geschickter Hand die Fäden bloßlegt, die zum Balkankrieg führten und die Balkan-

interessen der einzelnen Großmächte genau verfolgt. In Wirklichkeit wird ein Kampf per procura einzelner Großmächte geführt, von denen sich einige arg verrechnet hatten. Er legt die Notwendigkeit für Oesterreich-Ungarn dar, einen freien Zugang nach dem Hafen Saloniki im ägäischen Meere zu erlangen und meint, daß nunmehr ein großes Ringen zwischen den germanischen und slawischen Stämmen anheben werde. Jetzt sei die Situation für Oesterreich-Ungarn günstig, da Rußland kaum vor anderthalb Jahren kriegsbereit sein dürfte und es sei besser jetzt, da die Gelegenheit für uns günstig sei, den Krieg zu führen, als zu späterer Zeit, bis Rußland sich wesentlich gekräftigt haben wird. Die Entscheidung sei nur hinausgeschoben und es wäre besser, jetzt einen Krieg unter günstigen Umständen zu führen, als es unseren Enkeln überlassen, den unvermeidlichen Krieg unter schlechteren Verhältnissen durchzukämpfen. Er meint, jeder Kampf ist gerecht, der nur vermieden werden kann dadurch, daß man sich selbst entwürdigt oder daß man zwar den Schein wahr, aber die Zukunft seiner Enkel preisgibt. Das ist eine deutliche Herausforderung, einen kräftigen Willen zu bekunden und sich nicht einschüchtern zu lassen.

Die gegenwärtig dominierende äußere Politik drängt die innere Politik in beiden Reichshälften derzeit in den Hintergrund. Im österreichischen Parlament wütet ein Streit um die Person des Justizministers Dr. von Hohenburger, der durch einen Erlaß, den er an die Gerichte herausgegeben hat, sich die Feindschaft der Tschechen zugezogen hat und die nun alles aufbieten, um ihn zu stürzen. Trotzdem der Justizminister dem Erlasse wiederholt Kommentare folgen ließ, die auf das tschechische Nationalempfinden gebührend Rücksicht nehmen, ist es doch nicht gelungen, die Tschechen zu besänftigen. Die Deutschen andererseits würden die Ausschaffung des Justizministers aus dem Ministerium als einen Casus belli betrachten, so daß der Ministerpräsident in der Debatte, die sich über den Erlaß im Abgeordnetenhaus entspann, eine Haltung einnahm, die allen Teilen gerecht werden wollte. Vermutlich dürfte die Debatte nicht ohne Einfluß auf die deutsch-böhmischen Ausgleichsverhandlungen bleiben, die ohnehin nicht vom Fleck kommen wollen. Im Budgetausschuß haben die Slowenen mit der Obstruktion eingesetzt, die zu lärmenden Auftritten führte. Die Ursache der jetzt so modernen Obstruktion lag nicht etwa in einer Mißstimmung gegen die Regierung, sondern weil in Kroatien, das zur ungarischen Reichshälfte gehört und über welches weder die österreichische Regierung noch das österreichische Parlament verfassungsmäßig die geringste Ingerenz ausüben können, die verfassungsmässigen Rechte zum Teile sistiert sind und an Stelle des kroatischen Landtages mit dem Banus (Statthalter) an der Spitze ein königlicher Kommissär regiert. Die Slowenen wollen auf diese Weise einen Druck ausüben und die Herstellung verfassungsmässiger Zustände in Kroatien erwirken. Obwohl sämtliche im Budgetausschuß vertretenen politischen Parteien eine Erklärung beschließen wollten, in welcher der Wunsch nach einer Ordnung in Kroatien ausgesprochen und die derzeitige dort eingeschlagene Richtung als für die Monarchie schädlich erklärt wird, das weitgehendste, was das Parlament überhaupt zu tun vermag, gaben sich die Slowenen doch nicht zufrieden und setzten die Obstruktion fort, die allerdings durch eine bis zum frühen Morgen dauernde Permanenzsitzung gebrochen wurde.

In Ungarn sind die innerpolitischen Verhältnisse immer noch ungeklärt. Bei der neuerlichen Eröffnung

des Reichstags nahm die Opposition überhaupt nicht mehr teil, da ein militärischer Kordon um das Parlament gezogen war und nur die nicht ausgeschlossenen oppositionellen Abgeordneten eingelassen wurden. Es tagte demnach ein Rumpfparlament. Die Opposition will zu dem Auskunftsmittel eines Gegenparlamentes greifen, um dieselben Gegenstände, die im ungarischen Parlament behandelt werden, zu diskutieren. Die politische Spannung ist aber derart groß, daß die Gegensätze zwischen Opposition und Regierungspartei und alle Maßnahmen der ersteren, die auf Effekt berechnet sind, gegenwärtig wirkungslos abprallen würden. Das hat auch die Opposition, die aus durchwegs patriotischen und vielen auch im Auslande hochangesehenen Männern besteht, eingeschrieben und sich bloß darauf beschränkt, in einem Communiqué ihren Rechtsstandpunkt zu präzisieren, ohne zu theatralischen Effekten, wie sie sie bei der vorletzten Delegationseröffnung in Wien inszeniert hat, zu greifen. Im Gegenteil mehrten sich selbst in oppositionellen Kreise Stimmen, die angesichts der drohenden Schwierigkeiten in der äußeren Politik ein gemeinsames Vorgehen aller Parteien wünschen.

Für Brasilien wurde in der Person des Herrn Franz Kolossa ein neuer Gesandter ernannt. Herr Kolossa, der erst im 44. Lebensjahre steht und eine ziemlich schöne Karriere gemacht hat, war in den verschiedensten Eigenschaften bei der Botschaft in Konstantinopel seit dem Jahre 1892 tätig und hat die diplomatischen Stufengrade bis zum Legationsrat dank seiner besonderen Fähigkeiten und außerordentlichen Verwendbarkeit rasch zurückgelegt. Er erfreut sich dank seines feinen Taktes und ungewohnter Liebeshwürdigkeit in allen Kreisen, die Gelegenheit hatten, mit ihm in Verbindung zu treten, der größten Sympathien. Die Wahl war eine sehr glückliche und er dürfte sich auch in seinem neuen Amt, das ihm den Rang eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bringt, bald die ungeteilten Sympathien erringen. Seinen Landsleuten dürfte er gewiß von großem Nutzen sein.

Das Fleisch wird immer teurer! Das ist der Schreckensruf aller Hausfrauen und der in bescheidenen Verhältnissen lebenden Beamten, die mit fixen Bezügen rechnen müssen. Der Schutz, den die Agrarier genießen, bringt es mit sich, daß nur ein begrenztes Kontingent von Schlachtvieh eingeführt werden darf, während die Ausfuhr unbegrenzt ist. Die Folge davon ist, daß auch Vieh ausgeführt wird und gerade das bester Qualität, während wenig hereinkommt. Die Aufzucht ist gering, weil die Agrarier alles daran setzen, das Vieh zu verteuern und den Markt nur spärlich zu beschieken und das Volk hat das Nachsehen. Es wurde wiederholt die Oeffnung der Grenzen gegen Serbien für Einführung von Vieh und Fleisch sowie die Einfuhr von argentinischem Gefrierfleisch verlangt, doch wurde veterinärpolizeiliche Bedenken geltend gemacht, die natürlich nur ein Vorwand sind, um den Agrariern gefällig zu sein. Da das Fleisch aber fast von Monat zu Monat teurer wird, Gemeinden und Körperschaften bei der Regierung petitionieren, um der Fleischteuerung abzuwehren, hat sich das Ministerium des Innern entschlossen, eine Kommission einzusetzen, um zu prüfen, auf welche Weise das Fleisch verbilligt werden könnte. Bis diese Kommission mit ihren Beratungen fertig ist, dürften schon viele Hungrer gestorben sein.

Dem Wiener Hofburgtheater, dem nach dem Ableben des Direktors Alfred Freiherrn von Berger in der Person des Oberregisseurs und Hofburgschauspielers und bekannten Komikers Hugo Thimig ein provisorischer Leiter gegeben wurde, soll nun

in der gleichen Person ein definitiver Direktor entstehen. Aus verschiedenen Anzeichen, insbesondere daraus, daß Herr Thinig seine beliebtesten Rollen an Kollegen weitergibt, was ein Schauspieler und sei er noch so stark beschäftigt, bekanntlich nie freiwillig tut, schließt man, daß sich Herr Thinig für das Definitivum vorbereitet. Es wäre damit endlich ein leidlicher Zustand geschaffen, da sich die vielen Experimente mit Direktoren aus literarischen Kreisen nicht sonderlich bewährt haben. Das Programm Thinigs besteht in der Pflege der guten alten Burgtheatertradition, zu deren starke Säulen er gehört. Die Theater- und Konzertsaison erreicht langsam den Höhepunkt, aber es gab vorläufig keine aufregenden Premieren und auch keine Sensationen. Die vielen Operetten Bühnen lassen dem gediegenen Volksstück keinen Spielraum. Der Geschmack verflacht immer mehr und mehr, literarisch wertvolle Zeugnisse haben sehr wenig Chancen zu prosperieren. Ein kleiner Umschwung macht sich immerhin bemerkbar, daß nämlich der Operettensinn nicht mehr so ziele; es mag dies vielleicht auch darin seinen Grund haben, daß wir in einer politisch bewegten Zeit leben, in der viel Geld verloren wurde und in solchen Zeiten sind die Theater immer schwächer besucht. Für die im nächsten Jahre stattfindende Wiener Musikfestwoche werden bereits langsam Vorbereitungen getroffen, damit die Woche im gleichen Glanz verlaufe, wie die Wiener Musikfestwoche dieses Jahres, vorausgesetzt natürlich, daß keine große Krise eintritt, die alle Arrangements über den Haufen wirft. Die Wiener Musikfestwoche wurde in diesem Jahre von einer Reihe der besten Gesellschaftskreisen angehörnden Männern in der uneigennützigsten Weise veranstaltet und trotz nahezu unüberwindlicher Schwierigkeiten zu einem großen Erfolge geführt. Der ersten Aufführung wohnte sogar der alte Kaiser mit dem Hofstaate bei, ein Bild des Glanzes und der Pracht, wie es selten zu sehen ist. Der Gemeinderat der Stadt Wien sah sich sogar veranlaßt, den Mitglieder des Permannenzkomitees den Dank und die vollste Anerkennung auszusprechen. Der riesige, ungeahnte Erfolg, den die Wiener Musikfestwoche errang, ermuntert zur Fortsetzung und wenn nicht politische Zwischenfälle eintreten, dann dürften die folgenden Musikfestwochen die erste an Glanz und Pracht womöglich noch überbieten! Vivat sequens!

Aus aller Welt.

Die größte Wasserleitung der Welt. Die neue große Wasserleitung von Albeda, die im Zusammenhang mit dem Kanal von Aragonien nach Katalonien in Spanien vor einiger Zeit in Angriff genommen wurde, ist vollendet. Spanien besitzt damit die größte Wasserleitung der Welt. Denn das Hauptzuflußrohr dieser mächtigen Wasserwerke, die nach den Plänen des Ingenieurs Mariano Luina errichtet wurden, hat einen Durchmesser von nicht weniger als 4 Meter bei einem Wasserdruck von 30 Meter. Dieser gewaltige unterirdische Kanal ist aus Beton hergestellt und durch große Stahlkonstruktionen verstärkt. Eine Anzahl von großen Stahlringen sind in das Rohr eingebaut und durch starke Längsseiten gesichert. Mit dieser Wasserleitung ist der langgehegte Plan Wirklichkeit geworden, der in der Landwirtschaft der beiden fruchtbaren spanischen Provinzen eine neue Aera einleiten soll. Es wird fortan möglich sein, große Landstrecken zu bewässern und so die Fruchtbarkeit des Bodens zu steigern. Der nun

vollendete Kanal von Aragonien nach Katalonien hat insgesamt 35 Millionen Pesetas verschlungen.

Ein Tiroler Musikfest 1913. Im April 1913 wird in Bozen aus Anlaß der Einweihung einer Gedenktafel für den dort gebürtigen Tonsetzer Ludwig Thuille ein Tiroler Musikfest veranstaltet werden. Viele Musikvereine des ganzen Landes haben ihre Beteiligung bereits zugesagt. Das Programm sieht je ein Kirchen-, Chor- und Orchesterkonzert vor, sowie eine Kammermusikmatinee. Bei sämtlichen Veranstaltungen werden ausschließlich Werke von Tiroler Komponisten aufgeführt werden. Zu Mitwirkenden sind Felix und Adrienne v. Kraus, Josef Pembaur und Alois Kofler verpflichtet worden.

Nachteile der Berühmtheit. Die Berühmtheit hat manchmal ihre Unannehmlichkeiten, wie das Herrschermetier, — nach einem viel zitierten Ausspruch des ermordeten Königs Humbert von Italien, — seine Uebelstände hat. Das ist ein Axiom, dessen Richtigkeit der englische Romandichter Rudyard Kipling aus eigener Erfahrung bestätigen und beglaubigen könnte. Seit einigen Wochen wohnt der berühmte Verfasser des „Jungle book“ in Rom. Dort wollen ihn sämtliche Misses und andere ein Autogramm entlocken. Zuerst machte Rudyard Kipling gute Miene zum bösen Spiel: Er schrieb täglich seinen Namen wohl hundertmal auf Ballfächer oder in Stammbücher mit Santdeckel und Goldschmitz. Schließlich wurde es dem armen Dichter doch von den vielen Misses, die wie Pilze aus dem Boden zu wachsen schienen, angst und bange: er fühlte sich so belagert und belästigt, daß er die Türen seines Zimmers verrammelte und kaum noch aus dem Hause zu gehen wagte. In seiner Not faßte er dann einen energischen Entschluß: Er ließ den Autographenbettlerinnen mitteilen, daß von Stund an bei ihm jedes Autogramm für einen öffentlichen Zweck gespendet, 20 Lire koste. Da blieben die Autographenbettlerinnen auf einmal fort.

Eine interessante Magenoperation. Aus Saaz (Böhmen) wird gemeldet: Eine interessante Operation wurde vom Primarius des hiesigen Krankenhaus, Dr. Bergmann, vorgenommen. Vor einigen Wochen meldete sich der Feuer- und Schwertschlucker Rudolf Roesel aus Reichenberg und klagte über Magenschmerzen. Nach eingehender Untersuchung entschloß sich Professor Bergmann zur Operation des Patienten. Bei der Öffnung des Magens wurde ein 22 Zentimeter langer Federhalter, ein 18 Zentimeter langer Bleistift, drei Drahtnägeln von je 8 Zentimeter Länge und ein 10 Zentimeter langer Metallstift gefunden und entfernt. Die Wunde nimmt einen normalen Heilungsprozeß und befindet sich der Patient relativ wohl. Roesel gibt an, daß er in Leipzig schon einmal eine kleine Operation an sich vornehmen ließ. Tatsächlich fand Professor Bergmann an der Magenwand eine Narbe, die von einer Magenoperation herrührt.

Eine arge Zigeunerplage ist über die oberbayerische Stadt Rosenheim dadurch gekommen, daß ein Bierbrauer einen Lagerplatz gegen Vorauszahlung für längere Zeit an eine Zigeunerbande vermietetete, die sich als eine der gefährlichsten und verwergeusten ganz Deutschlands entpuppt hat. Sie ist aus Saarbrücken gekommen, und verfügt über bedeutende Mittel. Vom Schloßberg aus haben sie Sireifzüge organisiert, von denen die Teilnehmer oft erst nach drei Tagen zurückkehrten. Die Frauen beschäftigten sich mit Wahrsagen, und haben in Rosenheim eine ganze Anzahl Frauen nach allen Regeln der Kunst gerupft. Die Männer machten mittlerweile Einbrüche und die Weiber halfen beim Stehlen. Die Polizei und Gendarmerie hat erst die Hälfte der Bande dingfest gemacht und ihre liebe Not da-

bei gehabt; denn das braune Pack war äußerst wider-
spenstig, und macht auch dem Gefängnispersonal
und den Behörden das Leben sauer durch Vorfä-
schung von Ohnmachtsanfällen und Krankheiten aller
Art. Täglich müssen ärztliche Untersuchungen statt-
finden. Eine Behandlung mit ungebrannter Asche im
stillen Kämmerlein, hier das einzige Allheilmittel,
ist leider nicht mehr zeitgemäß.

Das Vermächtnis der Enkelin der
George Sand. Aus Paris wird berichtet: Die fran-
zösische Akademie ist um einen kostbaren Besitz
reicher geworden: der Staatsrat hat die Akademie
ermächtigt, die Hinterlassenschaft der Frau Gabriele
Dudevant-Palazzi, der Enkelin George Sands, anzu-
nehmen. Das Vermächtnis besteht aus einer Summe
von 100.000 Francs und dem Besitztum Nohant. Mit
diesem entzückend gelegenen Schlosse haben die
„Unsterblichen“ ein Erbe angetreten, an dem wäh-
rend der ganzen letzten Jahrzehnte, seit dem Tode
George Sands, nicht verändert wurde. Möbel und
Bücher, Schriften und Nippes liegen und stehen
genau noch wie vor 50 Jahren, als George Sand
noch Schloßherrin von Nohant war. Taktvollste
Pietät hat die Welt, in der die Dichterin lebte, in
ihren zartesten und intimsten Kleinigkeiten der Nach-
welt aufbewahrt. Das Schloß Nohant ist ein geräu-
miges Landhaus im Stile Ludwig des Sechzehnten,
das die Gräfin Marie Horn, die Großmutter George
Sands, um 1780 sich erworben hatte. Inmitten des
weiten Parkes, der das Schloßchen rings umgibt, er-
hebt sich der „Pavillon George Sands“, in dem an
warmen Sommertagen die Dichterin an neuen Wer-
ken zu arbeiten pflegte. Auch birgt das Haus eine
kleine Sammlung wertvoller Kunstschätze, die je-
doch regellos aus alten Zeiten und Künsten ange-
häuft sind, da George Sand nie beabsichtigte, eine
regelrechte Kunstsammlung anzulegen. Von per-ö-
lichem wie literarischem Wert sind die Archive,
die nun den Mitgliedern der Akademie zur Bear-
beitung und Veröffentlichung übergeben sind. In
ihnen haben sich interessante Briefe des Vaters der
Schriftstellerin, Maurice Sand gefunden, der als
Adjutant Murats eine bekannte Persönlichkeit in der
Umgebung Napoleons war. Das Schönste in dem Ver-
mächtnis George Sands sind die beiden Theater von
Nohant: das kleine Marionettentheater mit seinen
hölzernen Künstlern, die der Dichterin Vater selbst
schnitt, und das schön ausgestattete große Thea-
ter, auf dessen Bühne George Sand den „Plutus“
und die „Weihnachtsnacht“ spielen ließ. Die Aka-
demie gedenkt das Schloß Nohant in ein Sand-
museum umzuwandeln und das Vermächtnis mit der-
selben Pietät zu pflegen, die es bis heute in seinem
alten Zustande bewahrt hat.

Die portugiesische Sprache an der Ber-
liner Universität. Das Seminar für orienta-
liche Sprachen wird in diesem Wintersemester zum
erstenmal auch die portugiesische Sprache in ihrem
Lehrplan aufnehmen. Als Dozent ist Herr Amplio
de Lemos, ein geborener Portugiese, gewonnen wor-
den. Bei den schnell wachsenden Handelsbeziehungen
mit Brasilien und der immer schärfer werdenden Kon-
kurrenz anderer Industriestaaten, wurde das Be-
dürfnis, die Zahl der Kaufleute, Ingenieure, Che-
miker und Lehrer, die der portugiesischen Sprache
mächtig sind, zu vermehren, immer dringender. Die
nordamerikanischen Pfarrer und Lehrer verdanken
ihre ganz außerordentlichen Erfolge in Brasilien dem
Umstand, daß sie infolge ihrer Sprachkenntnisse di-
rekt zu den Brasilianern reden können. Dasselbe gilt
natürlich auch für alle anderen Berufe, wie Aerzte,
Agronomen, Künstler usw. Es ist zu hoffen, daß der
portugiesische Sprachkursus in Berlin gute Erfolge
zeitigen und auch in anderen Städten, besonders an

kaufmännischen und technischen Hochschulen Nach-
ahmung finden wird.

Gegen Mädchenhandel. In Brüssel fand
eine internationale Konferenz statt, um die auf dem
nächstjährigen Londoner internationalen Kongreß für
den Kampf gegen den Mädchenhandel zu erörter-
den Fragen zu beraten. Etwa 100 Teilnehmer aus
allen Kulturstaaten wohnten der Konferenz bei. Von
besonderem Interesse war ein Bericht des Referenten
für das internationale Bureau dieser Vereinigung
gegen den Mädchenhandel über die Erfolge der
Schutzmaßregeln in Aegypten und Kanada, wo das
Unwesen des Mädchenhandels besonders herrscht.
In Aegypten konnten aus einem einzigen öffentli-
chen Hause 63 minderjährige Mädchen befreit wer-
den. Auch in Kanada hat man bemerkenswerte Er-
folge erzielt.

Der russische Generalkonsul in Frank-
furt a. M. verhaftet. Der russische Generalkon-
sul in Frankfurt a. M., Kammerherr v. Baumgarten,
wurde in einem Hotel auf Befehl des Justizministers
verhaftet. Nach der Durchsuchung seines Gepäcks
wurde er ins Gefängnis abgeführt. Vor mehreren
Monaten war in Petersburg eine aus Frankfurt a. M.
kommende Anzeige eingelaufen, die den General-
konsul v. Baumgarten beschuldigte, daß er seit Jah-
ren große Summen, die er angeblich für politische
Zwecke verausgabt habe, unterschlagen hat. Er
wurde infolgedessen nach Petersburg berufen, wo das
Verfahren gegen ihn eröffnet wurde. Es soll sich
um Unterschlagungen in Höhe von 100.000 Mark
handeln. Baumgarten ist 50 Jahre alt, seine Frau
ist eine geborene Freiin Schenk von Schweinsberg.
Er und seine Frau waren beim Zaren und der Zarin
sehr beliebt.

Zwölftes deutsches Turnfest 1913. Beim
nächsten deutschen Turnfest, das im Jahre 1913
stattfindet, rechnet man, wie man aus Leipzig mit-
teilt, auf 100.000 Turner. Das sind rund 10 Pro-
zent der männlichen Mitglieder der deutschen Tur-
nerschaft, die am 1. Januar 1912 10.265 Turnvereine
mit 1.063.552 Mitgliedern über 14 Jahre umfaßte.
Die Zahl der Turner im Alter von 14 bis 17 Jahren
ist von 172.564 auf 184.690 gestiegen. An den prak-
tischen Übungen nahmen 478.057 Turner teil, das
sind 20.461 mehr als im Vorjahre. Das Frauenturnen
wurde in 1841 Vereinen mit 63.112 Frauen getrie-
ben. Die Zunahme beträgt 151 Vereine und 4635
Turnerinnen. Am 1. Januar 1912 gab es in 1519
Vereinen 69.929 Schüler und 27.650 Schülerinnen in
405 Turnvereinen.

Der Krebserreger entdeckt? Ein Pariser
Arzt, Dr. Odin, ergreift die Flucht in die Öffentlich-
keit, um sich darüber zu beklagen, daß die medizini-
schen wissenschaftlichen Instanzen sich weigern, ihm
zu gestatten, eine hochwichtige Entdeckung regel-
recht zur Kenntnis der medizinischen Welt zu
bringen. Er ist überzeugt, die Zaospore entdeckt zu
haben, die den Krebs verursacht und nach seiner
Versicherung ein ähnliches Lebewesen ist wie der von
Laveran entdeckte tierische Erreger des Wechsel-
fiebers: Odin findet in jedem Falle von menschli-
chem Krebs die Zaosporen im Blute, färbt sie und
zeigt sie mikroskopisch. Er gründete auf seine Ent-
deckung eine Behandlung, die in der Einsritzung
zweier Stoffe besteht. Die erste treibt die Zaospore
aus den Blutkörperchen, in deren Inneren sie para-
itisch haust, in die Blutbahn und die zweite Ein-
spritzung, deren wirksamer Bestandteil ein besimm-
tes Bazillenoxi ist, zerstört die freigewordenen Za-
sporen dann im Blut. Odin hat mit seiner Behan-
dung binnen drei Wochen Heilung nicht operierbarer
Krebse erzielt, die unter der Ueberwachung von Pa-
riser Krankenhausärzten erfolgt sind. Alle Mitglie-

der der Académie de Médecine und der Akademie der Wissenschaften, die er ersuchte, von seiner Entdeckung in diesen Akademien Mitteilung zu machen, lehnen sie schöff ab und auch die Pariser Biologische Gesellschaft, die ihm gestattetete, eine kurze Mitteilung selbst vorzulesen, weigerte sich, diese, wie dies üblich ist, in ihrem Sitzungsbericht aufzunehmen. Odin verlangt jetzt, daß man seine Entdeckung prüfe und sich über sie äußere.

Eine Ehetragödie. In einem Gasthaus in Hamburg hat sich ein Ehedrama abgespielt. Dort erschoss der Uhrenhändler Kuß seine Frau und dann sich selbst. Das Ehepaar war erst seit einem Jahr verheiratet und lebte in beständigem Unfrieden, und die Frau war vor einigen Wochen zu ihren Eltern zurückgekehrt. Kuß machte in letzter Zeit wiederholt Annäherungsversuche und hatte seine Frau zu einem Spaziergang abgeholt.

Schiffahrtsprojekte. Der große Schiffahrtstunnel, den der Verein für Schiffbarmachung der Werra durch die Wasserscheide von Meißen und Werra zu bauen beabsichtigt, soll 8½ Kilometer lang werden. Ein solch bedeutendes Werk hat Europa noch nicht aufzuweisen.

Die Garnison im Stadtbad. Die Stadt Plauen i. V. hat ihr Hallenschwimmbad, das mit dem 1. Oktober dieses Jahres eröffnete König-Albert-Bad, der Plauener Garnison zu dem geringen Entgelt von etwa 2 Pfennig pro Mann an zwei Tagen der Woche je eine Stunde lang für die Wintermonate geöffnet. (Im Sommer baden die Soldaten im Elsterflußbad.) Die Stadt erhält vom Regiment ein monatliches Pauschale von 60 Mark, während das garnisonierende 10. Infanterieregiment Nr. 134 vollzählig zweimal monatlich — es baden jedesmal je drei Kompagnien — das Bad besucht. Die Einrichtung findet sich unerseres Wissens in keiner anderen Stadt.

Sammlung für die Hinterbliebenen der Opfer auf der Zeche Lothringen. Die anlässlich der großen Grubenkatastrophe auf der Zeche Lothringen veranstalteten Sammlungen sind nunmehr abgeschlossen worden und haben insgesamt 164.021 Mark ergeben. In einer Sitzung des Hilfsausschusses wurde beschlossen, von einer sofortigen Aufteilung Abstand zu nehmen. Die auf die Berechtigten entfallenden Anteile sollen ratenweise in der Art verteilt werden, daß der zur Verfügung stehende Betrag im wesentlichen nach 5 Jahren erschöpft ist, wobei für Fälle besonderer Notlage noch eine entsprechende Rücklage verbleibt. Die Verletzten, welche wieder hergestellt sind, sollen eine einmalige Zuwendung von 150 Mark erhalten. Es kommen hierfür 14 Bergleute in Betracht; den übrigen 13 Verletzten wird für die nächsten 5 Jahre jährlich eine Beihilfe von 100 Mark, den 79 Witwen eine solche von 125 Mark, den 226 Kindern eine solche von 50 Mark und den 33 Eltern eine solche von 100 Mark gewährt werden.

Ein Aeroplanflug von Amerika nach Europa. In Amerika ist, wie New Yorker Blätter berichten, ein Preis in der Höhe von 125.000 Dollars gestiftet worden, der demjenigen Flieger zufallen soll, der als Erster den Ozean in der Richtung von Amerika nach Europa überquert. Diese Ausschreibung ist wohl stark verfrüht, denn jetzt schon eine Flieger zu einem solch tollkühnen Unternehmen zu veranlassen, heißt, ihn in den sicheren Tod schicken. Die Apparate können sich derzeit kaum stundenlang, geschweige denn tagelang in der Luft halten und die Hydropläne, die sich eventuell auf die Wasseroberfläche niederlassen können, stehen erst am Beginn ihrer Entwicklung und haben bisher noch sehr wenig geleistet. Die Amerikaner brauchen also ihr Geld in der nächsten Zeit noch nicht bereitzuhalten.

Ein Ritter der Ehrenlegion, der Hungers stirbt. Bezeichnend für die Behandlung der Fremdenlegionäre durch die französische Regierung ist folgender Fall, den das „Petit Journal“ veröffentlicht: Ein Soldat der Fremdenlegion, namens Habert, augenscheinlich deutscher Abkunft, hatte im Jahre 1910 bei einem Kampfe in der Umgebung von Algier durch einen Schuß das Augensicht eingebüßt. Dem Tapferen wurde das Kreuz der Ehrenlegion verliehen; man kümmerte sich aber im übrigen nicht mehr um ihn. Jetzt ist er in halbverhungertem Zustande in Chambéry aufgetaucht und hat an das Mitgefühl der Bewohner appelliert, um sein Leben durch Almosen fristen zu können.

Unter dem Verdacht des Mädchenhandels verhaftet. Die Düsseldorfer Kriminalpolizei verhaftete den 34 Jahre alten Kaufmann Karl Lieberwerth wegen Mädelhandels. Lieberwerth, der im Begriff war, ein junges Mädchen aus Ansbach nach Antwerpen zu verschleppen, wollte gerade seine postlagernde Korrespondenz auf dem Düsseldorfer Postamt in Empfang nehmen, als er verhaftet wurde. Er hatte seinen vierjährigen Sohn bei sich, um bei seinem Opfer Vertrauen zu erwecken.

Die Millionenfrostschäden im Weingebiet. Zur Beratung über die zu ergreifenden Maßnahmen gegen die bedeutenden Frostschäden in den preussischen Weinbaugebieten haben Sitzungen verschiedener Weinbauvereine mit der Landwirtschaftlichen Kammer stattgefunden. Es wurde festgestellt, daß die durch den Frost verursachte Schadenhöhe etwa 20 bis 30 Millionen Mark beträgt.

Ein begnadigter Mörder. Der böhmische Schneidergeselle Lischka wurde vom Prinzregenten Luitpold von Bayern zu seinem Namenfest am 1. November nach verbüßter 24jähriger Zuchthausstrafe begnadigt. Der Freigelassene kehrte in seine Heimat Böhmen zurück und wird seinen alten Beruf wieder ausüben.

Aufbesserung der Löhne für Eisenbahnarbeiter. Die königliche Eisenbahndirektion zu Königsberg hat eine allgemeine Aufbesserung der Löhne ihrer Arbeiterschaft angeordnet. Die Lohnzulage beträgt für die Stadt Königsberg und mehrere andere Orte 20 Pfennig den Tag, für die übrigen Orte des Bezirks 10 Pfennig. Die durch diese Aufbesserung entstehende Mehrausgabe beziffert sich für die Eisenbahndirektion auf rund 430.000 Mark für das Jahr.

Spenden des Prinzregenten Luitpold. Aus Anlass seines Namenstages hat Prinzregent Luitpold, wie uns aus München gemeldet wird, aus der Luitpold-Jubiläumsspende Zuwendungen an Vereine und Wohlfahrtsanstalten ohne Unterschied der Konfession im Betrage von 237.100 Mark gemacht. Weiter hat er mit einem Kapital von 25.000 Mark eine Stiftung errichtet, die zum Andenken an seine verstorbene Enkelin Prinzessin Rupprecht-Stiftung heißen soll. Die Erträge dieser Stiftung sollen dem Verein für Säuglingsfürsorge in München zufließen, der unter dem Protektorat der Verstorbenen gestanden hat. Die Verwaltung der Stiftung soll der Verein führen. Ferner verlieh der Prinzregent eine Reihe von Ordensauszeichnungen. Unter anderen erhielt den St. Michaels-Verdienst Orden erster Klasse die Minister Freiherr von Soden und Ritter von Thelemann. Den Hubertusorden erster Klasse erhielt der Präsident der Kammer der Reichsräte, Graf Fugger von Gloett.

Ein schweres Unglück in Kiel. In der Kieler Bucht ereignete sich am Vormittag des 2. Nov. bei einer Minensuch-Uebung des großen Kreuzers York ein Unfall. Die Uebungen wurden von einem Boote des Kreuzers aus veranstaltet, als plötzlich eine Sprengpatrone vorzeitig explodierte. Dabei wur-

den Kapitänleutnant Jacobsen und der Torpedobootsmatrose Wilhelm Fuchs aus Lyk getötet. Schwer verletzt wurde Leutnant z. S. Werner Wischek (Bruch beider Beine) leicht verletzt der Torpedobootsmatrose Wilhelm Puels aus Altona-Bahrenfeld. Der Torpedobootsmatrose Fuchs ist vollständig zerrissen worden.

Der erste weibliche Bürgermeister in Amerika. Frau Lydia Berkley Tague ist soeben zum Friedensrichter von Eagle County in Colorado ernannt worden. Frau Tague ist nicht Juristin von Beruf, sondern sie ist eine Geschäftsfrau von Welt-erfahrung, wie sich der amerikanische Bericht ausdrückt. Durch ihren verstorbenen Gatten, der lange Jahre hindurch das Amt des Friedensrichter in Eagle County ausübte, ist sie in die Geheimnisse ihres Amtes schon eingeweiht worden. Vier Männer bewarben sich gleichzeitig mit ihr um den Posten, und der Kampf wurde ihr nicht leicht gemacht. — In Dayton im Staate Wyoming ist eine Frau zur Leiterin der Stadt erwählt worden. Und zwar vertrauten ihre Mitbürger das hohe Amt einer Bürgermeisterin nahezu einstimmig an. Frau Susan Wißler ist ebenso wie die Friedensrichterin eine Geschäftsfrau und war im Nebenamt in der letzten Zeit schon Stadtkämmerin. Man rühmt sie als eine hochintelligente Frau, die über eine gute Redegabe verfügt und ihre Ansprachen auch durch einen guten Witz zu würzen versteht. Mrs. Wißler, eine Frau von fünfzig Jahren und Mutter zweier erwachsener Kinder, ist seit sechzehn Jahren Wittwe.

Schweizer im Auslande. Ueber den neuen Präsidenten der südamerikanischen Republik Paraguay, Schaerer, wird noch folgendes berichtet: Sein Vater Jacob Schärer, 1834 im Vordenwald (Aargau) geboren, wandte sich im Jahre 1862, nachdem ihm seine erste Gattin Carline geb. Müller gestorben, als Angestellter des Hauses Siegrist u. Fender nach Südamerika. Im Jahre 1882 wurde er zur Gründung der Schweizerkolonie in San Bernardino beauftragt und versah von da ab bis zu seinem Tode im Jahre 1890 das Amt eines Zentralkommissärs im dortigen Einwanderungsdepartement. Seiner ersten Ehe entsprossen zwei Söhne und seiner zweiten in Paraguay eingegangenen ebenfalls zwei Söhne, von welcher letzteren nun der jüngere Präsident der Republik ist. Eduard Schärer wurde im Jahre 1873 geboren und wandte sich dem Kaufmannsstande zu. 1904 wurde er sodann zum Zolldirektor ernannt und kurz darauf zum Stadtpräfekten gewählt. Hier hat er sich durch sein Talent als Organisator mit eiserner Willenskraft hohes Ansehen erworben, und es wurde ihm dann diesen Sommer in Anerkennung seiner Verdienste das Präsidentenmandat übertragen. Herr Schaerer interessiert sich sehr für die schweizerischen Institutionen und ist namentlich auch Kenner der schweizerischen Gesetze. Er ist im Begriffe das Zollwesen von Paraguay nach dem schweizerischen Vorbild zu reorganisieren. Ebenso will er das dortige Schulwesen nach demselben seiner alten Heimat neu ordnen. Er betrachtet überhaupt die Schweiz als Modell für die Republik Paraguay, an deren Spitze er nun steht. Herr Schärer ist verheiratet mit der Tochter des österreichischen Generalkonsuls. Paraguay ist seit 1811 ein unabhängiger Staat und durch einen Präsidenten regiert, der jeweils für vier Jahre gewählt wird.

Betrogene Juweliere. In Berlin, Charlottenburg und Schöneberg sind in letzter Zeit zahlreiche Juweliere von einem Hochstapler um bedeutende Summen geschädigt worden. Der Betrüger, der sich meist Bankdirektor von Falkenberg nennt, tritt in eleganter Kleidung auf. Er mietet in den vornehmsten Pensionen ein bis zwei Zimmer, ohne eine Anzahlung

zu leisten, und erklärt, daß sein Gepäck erst in einigen Tagen kommen werde, da er soeben von einer längeren Auslandsreise nach Berlin zurückgekehrt sei. Er verläßt während des Vormittags die Pension auf einige Stunden, kehrt am Nachmittage regelmäßig wieder zurück, und gibt den Auftrag, daß, wenn Geschäftsboten kämen, diese in sein Zimmer geführt werden sollten. In der Regel erscheint nachmittags ein Angestellter eines Juweliergeschäftes und legt dem Fremden eine Reihe von Schmuck-sachen vor, die dieser zur Auswahl bestellt hat. Der angebliche Direktor wählt dann längere Zeit, kann jedoch nicht schlüssig werden, was er behalten soll, und ersucht zuletzt den Boten, in einem im Nebenhaus gelegenen Geschäft an seine Schwester, eine Frau Dr. von Reichenbach, die am Kurfürstendamm 22 wohnte zu telefonieren und sie um ihren sofortigen Besuch zu bitten. Wenn der Bote, der im Telefonbuch eine Frau von Reichenbach nicht finden konnte, zurückkehrt, ist der Betrüger mit den Juwelen bereits verschwunden.

Die verschwundene Kaiserkette. Die Untersuchung gegen die Diebe der Kaiserkette des Kölner Männergesangsverein ist nunmehr abgeschlossen. Insgesamt kamen als Täter sechs, meist vorbestrafte Personen in Betracht. Es steht fest, daß die Kaiserkette eingeschmolzen worden ist. Nur die Steine sind noch erhalten, sie wurden wie bekannt im Besitze des Assistenten August Rollar gefunden.

Massenerkrankungen nach einem Festmahl. In Rheinfelden in Baden erkrankten nach dem Festessen bei einer Buchdruckerversammlung 16 Personen an Margarinevergiftung. Von der Vergiftung wurden nur diejenigen Festteilnehmer betroffen, die Nudeln genossen hatten, die mit Margarine zubereitet waren. Es ist eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet worden.

Der deutsche Leutnant Dahm ist vom russischen Appellgericht in Warschau wegen Spionage zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden, nachdem alle Anträge des Verteidigers abgelehnt waren. In St. Petersburg glaubt man, daß der Verurteilte, der auf freiem Fuß gelassen worden ist, bald ganz begnadigt wird.

Humoristisches.

Auf dem Exerzierplatz. Feldwebel (zum Einjährigen, der schlapp marschiert): „Sie, Einjähriger, was sind Sie denn eigentlich in Zivil?“ — Einjähriger: „Opernsänger!“ — Feldwebel: „So, na dann muß das Marschieren aber aus voller Kniekehle gehen!“

Aus der Schule. Lehrer: „Welchen Nutzeu gewährt uns die Gans?“ — Fritz: „Sie wird gebrauten.“ — „Was gibt sie uns noch?“ (Alles schweigt.) „Na was habt ihr denn zuhause in euren Betten?“ — Nun die F—F—?“ — Karlchen: „Die F—löhe.“

Spekulation. „Zwanzig Jahre meines Lebens gäbe ich dafür, wenn ich Dich nicht geheiratet hätte!“ schrie Frau Demut zornig. — „Und ich zahle freiwillig zehntausend Mark, wenn mich jemand von Dir befreite,“ grollte Herr Demut. — „Gib das Geld her,“ meinte Frau Demut saft, „ich kenne jemand.“

Abschreckende Wirkung. Leutnant: „Wie ist das, Franz, du hattest doch ein nettes Mädchen, mit dem du dich verloben wolltest?“ — Bursche: „Die Sache ist aus, Herr Leutnant.“ — „So — seit wann denn?“ — „Seit ich die Rike mal habe — Tep-piche klöpfen sehen.“

Feuilleton

Die Auferstandenen.

Roman von Richard Voß.

(13. Fortsetzung u. Schluß.)

Sechzigstes Kapitel.

Auch Wera dachte, als sie erwachte, daran, daß in der nächsten Nacht Ostern begann; auch sie blieb noch eine Weile auf ihrem harten Lager liegen, sich des letzten Osterfestes erinnernd. Erst ein Jahr sollte seitdem verflossen sein? Seit dem Tage, wo ihre Seele in ihrem dumpfen Schlaf, von Licht und Freiheit träumend, aufgeschrien hatte nach Erlösung und Leben — seit der Nacht, wo Sascha zu ihr gekommen, wo sie geweckt worden, wo sie auferstanden war — seit diesem ebenedeiten Tage sollte erst ein Jahr vergangen sein? Es war damals noch Winter gewesen, dann ward es Frühling, Blumen erblühten und Blumen verblühten, Herbst kam, Winter; und wieder sollte es jetzt Frühling werden. Die Birken auf der Steppe waren seitdem um ein wenig in die Höhe geschossen, die Kinder in Eskowo, die damals Säuglinge gewesen, würden nun wohl bald das Laufen lernen; und wenn sie aufstand und sich im Spiegel ansah, so war es dasselbe Gesicht, wie vor einem Jahr, kaum etwas bleicher als damals. Aber sie selbst war eine andere geworden, so verändert, daß sie sich selbst nicht wiedererkannt haben würde, wenn sie von ihrer Seele ein Bild hätte sehen können, wie sie ein solches von ihren Zügen erblickte.

Und diese Untat hatte das Leben an ihr vollbracht! Des einen Antlitz machte es lächeln, die Mienen des andern entstellte es, schuf es zu einem Zerrbilde um. Es war solche Willkür dabei!

Danu fiel ihr ein, daß sie die Anstalt in der aller-nächsten Zeit als „gebessert“ verlassen sollte. Beinahe tat es ihr leid. Ohne daß sie es gewahr geworden, hatte sie sich in ihre Umgebung eingelebt. Wenn sie hätte bleiben können, strenge Pflichten auf sich nehmen und erfüllen, wäre es vielleicht noch eine Rettung ihres ganzen Lebens gewesen. Und man wollte sie bleiben lassen, man bat sie sogar zu bleiben. Ihrer außerordentlichen Führung wegen hatte die Oberin ihr den Vorschlag gemacht, nach Ablauf ihrer Strafzeit die Anstalt nicht zu verlassen und darin die Stelle einer Aufseherin zu übernehmen, ein Vertrauensposten, den nur Frauen von stärkstem Charakter und außerordentlichen Eigenschaften erhielten. Wera hatte das Herz hoch geschlagen, es war seit langem wieder der erste glückliche Augenblick für sie gewesen; aber sie mußte ablehnen, unfrei wie sie war, Dienerin einer Partei, Sklavin der „Sache“. Die Oberin stellte ihr vor, daß man sie lieb gewonnen, daß sie sich die Achtung und das Vertrauen aller erworben, daß sie in der ihr angetragenen Stellung würde wirken, nützen, helfen können.

Wirken, nützen, helfen — Wera hätte laut und jammervoll aufschreien mögen. Um zu wirken, zu nützen und zu helfen war sie vor einem Jahre ausgezogen, mit welcher Sehnsucht, welchem Glauben, welchen Hoffnungen! Und nun — Nun hätte sie nützen und helfen können! Sie hätte es, diesmal war es kein Wahn. Denn sie hatte bereits genützt und geholfen. Die wilde Fania war durch ihren Einfluß vollständig verwandelt. Unter diesen Verlorenen lebend, hätte sie eine Reihe von Rettungen vollbringen können, die einer Reihe von Taten gleich gewesen wären. Aber sie konnte nicht, sie mußte fort;

von neuem wurde sie hinausgestoßen, vertrieben aus diesem Zufluchtsort, dieser Ruhestätte, diesem Asyl, hinausgejagt in die Welt, die sie nicht begriff und niemals begreifen würde. Weiter mußte sie taumeln, von Irrtum zu Irrtum, von Wahn zu Wahn, von Schuld zu Schuld. Von dem Ort, wo sie friedlich hätte leben können, in die Gemüter von Verworfenen den Samen des Guten streuend und die aufgehende Frucht pflegend, mußte sie fort, um Revolutionen zu erregen, Minen zu wühlen, Dynamit zu verschleppen, Bomben zu werfen. Statt Belehrung zu empfangen und zu verbreiten, statt anderen und sich selbst zur Erkenntnis zu verhelfen, mußte sie umstürzen, vernichten, töten. Was half es ihr, daß sie so weit gekommen — daß sie dahin gebracht worden war, sich einreden zu können, jenen geschehe recht! Was half es ihr, daß sie die Tat beging, ohne zu bereuen. Ihre Seele wurde dennoch davon zermalmt.

Die Betglocke läutete, Wera fuhr erschrocken empor. Sie war schon zweimal von Fania angerufen worden und hatte es vollständig überhört. Hastig kleidete sie sich an und begab sich mit ihrer Gefährtin in den Saal, wo bereits alle zur gemeinsamen Andacht versammelt waren. Auch Wera kniete nieder.

Welche Lüge, dachte sie, Gott, Gott, welche Lüge! Ich tue, als ob ich bete und meine Seele weiß nichts davon. Denn wie könnte ich beten, wo heute nacht das Fürchterliche geschehen soll. Ich will auch nicht beten, es wäre zu gräßlich. Möchte der Himmel uns allen barmherzig sein.

Des heiligen Festes wegen fielen in der Aushalt an diesem Tage die gemeinsamen Arbeitsstunden aus. Alle Mädchen beteiligten sich an den Vorbereitungen für die Osternacht, die auch in diesem Hause mit großer Feierlichkeit begangen wurde. Zuerst reinigten sie den Saal, dann schmückten sie denselben mit Buchs, steckten geweihte Kerzen auf, deckten den Festtisch und halfen bei der Zubereitung der Osterspisen. Damit nicht geschwatzt werden sollte, mußte Wera aus den Heiligenlegenden vorlesen.

Sie wählte die Geschichte der heiligen Agnes, welche auf ihre seltsame Zuhörerschaft einen tiefen Eindruck machte. Viele weinten dabei.

Es dämmerte bereits, als Wera mit Fania in ihre Kammer zurückkehrte. Fania wollte die Vorhänge schließen und Licht anzünden; aber Wera bestand darauf die Vorhänge offen zu lassen und im Finstern zu bleiben. Sie nahm einen Stuhl, trug ihn in die Ecke, die dem Fenster gegenüberlag, setzte sich und verwandte kein Auge von dem Palast der Prinzessin. Mehr und mehr bemächtigte sich ihrer eine dumpfe Bangigkeit; es war ihr zu Mute, als ob sie gewürgt würde, als ob sie ersticken müßte. Wie der Deckel eines Sarges senkte sich die Finsternis auf sie herab und sie konnte nicht einmal aufschreien: „Ich lebe ja!“

Es wurde tief dunkel in der Kammer. Fania beklagte sich, weil sie kein Licht anzünden durfte; aber Wera seufzte statt aller Antwort so schmerzlich auf, daß das Mädchen nichts weiter sagte. Lange Zeit saßen die beiden stumm im Dunkeln, plötzlich begann Fania heftig zu weinen.

„Worüber weinst du, Fania?“

„Ueber die heilige Agnes. Ach, wer doch auch ein Martyrium auf sich nehmen könnte!“

Wera zuckte zusammen — Ein Martyrium hatte auch sie auf sich nehmen wollen und ein Martyrium erlitt sie. Sie hatte aufstehen wollen und wandeln mit zerrissener Seele, mit blutendem Herzen bis in den Kerker, bis in die Bergwerke, bis auf das Schafott. Auferstanden war sie, und gewandelt, und jetzt hatte sie ihr Ziel erreicht: Fünfhundert und mehr sollten diese Nacht auf ihren Wink sterben.

Waren alle Schuldige? Das ging sie nichts an, darüber durfte sie nicht nachdenken. Sie hatte über den Tod des einen nachgedacht und ihren Verstand behalten, und sie wollte ihren Verstand nicht verlieren um des Lebens jener fünfhundert anderen willen.

Aber Gott hätte Sodom und Gomorra nicht zerstört, wären darin drei Gerechte gewesen —

Kalte Schauer schüttelten sie. Sie bemühte sich, auf die Worte Fania zu hören, vernahm aber nichts davon. Da war ihr, als hörte sie von drüben her Musik. Sie fuhr auf und lauschte. Es war nicht möglich, es mußte noch viel zu früh sein! Mit Anstrengung erhob sie sich und trat an das Fenster. Alles war still. Alles war noch dunkel. Gott sei Dank! Sie schlich zu ihrem Platz zurück, und da Fania gar nicht aufhörte, über die heilige Agnes zu seufzen, sagte Wera endlich: „Bete lieber.“

Fania fragte, was sie beten sollte?

„Bete für die Sterbenden.“

„Wer stirbt?“

„Weißt du das nicht? Weißt du nicht, daß in jeder Sekunde Tausende und aber Tausende sterben? Bete, aber daß ich es höre.“

Und Fania betete.

So oft sie müde ward und verstummte, rief Wera: „Bete für die Sterbenden! Bete, bete!“

Und immer wieder betete Fania.

Nun wurden im Palast die Lichter angezündet. Bei dem ersten Lichtschein, der von drüben in die dunkle Kammer fiel, schrie Wera schrecklich auf und bedeckte die Augen mit beiden Händen. Fania kam zu ihr gelaufen und war so erschrocken, daß sie zitterte. Wera sagte, sie sollte weiter beten, es wäre ihr nichts, sie hätte an einen Toten denken müssen. Fania betete weiter und Wera nahm nach einer Weile ihre Hände von den Augen fort. Nun saß sie regungslos da, schaute zu, wie im Palast die Diener alle Kerzen ansteckten und dachte an die Lichter der Kinder, welche vor einem Jahr in der Osternacht die Hütte des Starosten von Eskowo mit Glanz gefüllt hatten.

Als der ganze Palast wie ein Feenschloß in die Nacht hinausstrahlte, erhob sich Wera, ging zum Fenster und preßte die Stirn gegen die Scheiben. Wenn sie dieselben zertrümmerte, gab sie Colja, der auf der Straße lauerte, damit das Zeichen, Colja lief hin und sagte es Wladimir, der im Keller war. Und dann — dann geschah es. Wer war dort drüben jener Mann? Sascha! Der mußte heute auch stark sein. Sie war es! „Wera Iwanowna aus Eskowo, die ist stark.“ So hatte Sascha damals von ihr zu Boris Alexeiwitsch gesagt, und Boris Alexeiwitsch hatte damals gewiß im stillen über die starke Wera Iwanowna gelächelt. Und Sascha hatte hinreisen und sie für Boris Alexeiwitsch holen müssen. Aber sie war stark gewesen, stark, stark!

Sie preßte die Zähne auf ihre Lippen und rief: „Bete, daß ich stark bleibe, stark, stark!“

Sie mußte an ihn denken. Vielleicht freute er sich auf das Fest. Er würde Anna Pawlowna sehen und Anna Pawlowna würde sehr schön sein, würde sehr bewundert werden und sie gehörte ihm, ihm allein!

Jemand kam.

Es konnte nur die Aufseherin sein, aber Wera wurde von Grausen gepackt und sah mit irrem Blick auf die Tür. Die Wärterin Lisa kam mit der Meldung, Wera möchte hinunter in das Sprechzimmer kommen; es wollte jemand mit ihr reden. Ausnahmsweise hätte es die Oberin gestattet.

Es wird Sascha sein oder Wladimir, dachte Wera. Er wird mir einen Auftrag zu erteilen haben. Ich

werde das Zeichen nicht geben sollen, die Mißstände entdeckt worden, er wird leben bleiben, leben —

Die Wärterin führte sie in das Sprechzimmer und entfernte sich dann. Der Besucher saß mit dem Rücken gegen die Tür; jetzt erhob er sich. Es war Boris Alexeiwitsch.

Keines Lautes, keine Bewegung mächtig stand Wera vor ihm. Boris war bereits zum Feste der Prinzessin angekleidet; er trug eine glänzende Uniform, und hatte darüber den Pelz geworfen. Er sah sehr bleich aus.

„Ich habe dich vor einigen Tagen an Fenster gesehen, aber erst heute konnte ich die Erlaubnis erhalten, dich zu sprechen. Ich bin nicht gekommen, um dich zu fragen, wie du hierher geraten bist, wie es möglich ist, daß du hierher gerietest. Ich kam, um dir zu sagen, daß ich dich von hier fortnehmen werde und zwar sogleich; verstehst du mich? Und zwar sogleich!“

„Nein, Boris Alexeiwitsch, ich verstehe Sie nicht.“

Sie sprach diese Worte laut und deutlich, obgleich mit schwerer Zunge.

„Warum liefst du damals aus Kunzewo fort?“ fragte Boris, ihr näher tretend.

„Ich werde Ihnen auf nichts antworten; also fragen Sie mich nicht.“

„Aber, Mädchen, du liebst mich doch!“

„Ich werde Ihnen nichts antworten,“ murmelte Wera, starr vor sich hinsehend.

„So muß ich denn zu dir reden,“ rief Boris Alexeiwitsch mit einem Gesicht, das seine wütende Leidenschaft entstellte. „Ich liebte dich! Du hättest alles aus mir machen können, du wärest instande gewesen, mich in einen guten Menschen zu verwandeln. Da verließest du mich. Ich habe dich gesucht — durch ganz Moskau! Niemand wußte von dir. Ich habe dich gesucht, bis ich dich an dem Fenster dieses entsetzlichen Hauses sah. Begreifst du nicht? Begreifst du nicht, daß ich halb toll bin, halb toll vor Liebe, vor Sehnsucht, vor Qualen —“

„Gehen Sie hinüber und sagen Sie das Anna Pawlowna, Anna Pawlowna wird Ihnen darauf Antwort geben.“

„Du sollst mir darauf Antwort geben und du wirst darauf Antwort geben: denn du liebst mich noch immer.“

„Nein.“

„Das lügst du!“

„Glauben Sie, was Sie wollen. Ich gehe jetzt. Leben Sie wohl!“

Und sie näherte sich der Tür.

Boris folgte ihr, faßte sie am Arm, hielt sie fest.

„Höre, Wera,“ raunte er ihr zu, „du bist von Sinnen, aber du wirst zur Besinnung kommen. Morgen verlasse ich Moskau — mit dir! Du wirst es dir überlegen und du wirst mir Antwort geben, noch heute! Drüben, bei der Prinzessin, ist heute nacht ein Fest; ich kenne das Fenster des Zimmers, das du bewohnst; eins der Fenster des Saales liegt dem deinen gerade gegenüber. Wenn du an das Fenster trittst, so heißt das, daß du es dir überlegt hast und zur Besinnung gekommen bist. Morgen hole ich dich dann. Wirst du mir Antwort geben?“

„Boris Alexeiwitsch, leben Sie wohl.“

Aber er ließ sie nicht fort.

Ganz fahl im Gesichte stieß er zuckenden Mundes hervor: „Ich will dich haben! Du bist in meiner Macht und ich will dich haben! Wenn du mir heute nacht keine Antwort gibst, wenn du den Versuch machst, mir ein zweitesmal zu entfliehen: deine Freunde sind in meiner Gewalt, ihre Freiheit, ihr Leben hängt von mir ab. Vielmehr von dir! Denn wenn du — Aber es ist ja Tollheit! Welcher Unsinn von mir, dir zu drohen, welcher Wahnsinn von

dir, mir trotzen zu wollen. Du mir trotzen! Als ob du diese ganze Zeit an etwas anderes gedacht hättest, als daß du mich liebst und mich geküßt hast und in deiner Seele mein ewiges Eigentum bist! Als ob du dich nicht nach mir geseht und die Nächte wachend verbracht hättest, in heller Raserei deines Verlangens nach mir! Du müßtest nicht auch ein Weib sein. Aber dein unsinniger Stolz! Doch jetzt hast du mir genug Widerstand geleistet, du hast deinem Stolz Genüge getan, denn wie ich dich kenne, eine Schwärmerin, die du bist, hast du dich aus Sühne in dieses abscheuliche Haus sperren lassen; aus Sühne, weil du im Geiste hundertmal die Meine gewesen. — — Wie diese graue Kutte und diese niederträchtige Haube dich entstellen! Nicht wahr, Wera, du bist jetzt verständig? Wir sind beide jung, wir wollen beide leben, oder bist du etwa eifersüchtig auf Anna Pawlowna? Das ist dir zum Trotz geschehen, und weil ich mich ohne dich halb zu Tode gelangweilt. Daran bist du schuld, du und meine unsinnige Liebe zu dir! Weißt du: dein Haar, das du dir abgeschnitten hattest, habe ich mir genommen.“

Wera war nicht imstande, ihn länger anzuhören. Von einem unsäglichen Ekel erfaßt, unsägliche Verachtung im Blick, wandte sie sich von ihm: „Ich werde Ihnen Antwort geben.“

Er jubelte auf.

„Dann kommst du auch mit mir.“ rief er triumphierend. „Ich habe es gewußt.“

„Boris Alexeiwitsch — ich werde Ihnen diese Nacht auf Ihre Frage Antwort geben.“

Und sie ging.

Kaum in ihre Kammer zurückgekehrt, rief der Ostergottesdienst sie wieder hinunter. Aber während desselben überfiel sie eine Schwäche, daß Fania sie hinaufführen mußte. Sehr bald erholte sie sich; indessen sollte Fania bei ihr bleiben. Dann vernahmen sie das Ostergeläut. Es war wie ein Sturm himmlischer Töne. Wera raffte sich vom Bette auf, trat schwankend ans Fenster, blickte hinaus. Noch war es nicht Zeit, noch waren drüben die strahlenden Säle leer; aber die Straße wimmelte von Volk. Wera sah, wie sich die Leute in die Arme sanken und sich küßten, hörte sie sich mit dem Ostergruß grüßen: „Glückseliges Auferstehen!“

Auch Fania warf sich an Weras Brust, küßte sie auf Mund, auf Stirn und Wangen und sprach die heiligen Worte: „Wera Iwanowna — glückseliges Auferstehen!“

„In Ewigkeit, Amen,“ erwiderte Wera feierlich. Dann schickte sie Fania hinaus.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Seit Anbruch der Dämmerung trieb sich Sascha vor dem Palast Anna Pawlownas umher. Er sah die letzten Vorbereitungen zum Fest, wie in der Einfahrt die Teppiche gelegt und die Blumen aufgestellt wurden. Darauf begab er sich zum letztenmal in das Haus des Popen und hinunter in den Keller, wo er eine Kerze anzündete und mit dem Licht in den Stollen kroch. Wie erstaunte er, als er das Wasser, welches sich in dem engen Graben in grosser Menge angesammelt hatte, gefroren fand. Der ganze Gang war mit Eis und Reif überzogen; wo der Schein von Saschas Kerze hinfiel, war's ein Flimmern und Funkeln, als ob sämtliche Brillanten der Welt um den Nihilisten angehäuft lägen.

Sascha fand das Sprengmaterial an Ort und Stelle; wie eingemauert steckte es im Gestein! Auch der Zündfaden war in bester Ordnung und vollkommen trocken, so daß er vortrefflich brennen würde und von einem Anstecken der Mine vermittels Lun-

ten nicht länger die Rede zu sein brauchte. Hierüber völlig beruhigt verließ er den Stollen.

Im Keller stieß er auf Colja, der ihn suchte und ihm ein Billett vom Exekutivkomitee überbrachte, das Sascha las und dann, trotzdem es in einer Geheimschrift geschrieben war, sorgfältig über dem Lichte verbrannte.

„Höre, Colja.“

Colja hörte.

„Wenn du Wladimir Wassilitsch siehst, so sage ihm doch, daß ich den Befehl erhalten hätte, gleich nach Mitternacht, gleich nachdem die Sache geschehen — du verstehst — nach Petersburg abzureisen. Bestelle ihm das.“

Cola verstand und Colja wollte es Wladimir Wassilitsch bestellen — wenn er ihn sehen sollte.

„Natürlich siehst du ihn, wenn du in den Keller kommst, um ihm zu sagen, daß Wera auf der Straße das Zeichen gegeben hat.“

Richtig; natürlich sah Colja Wladimir Wassilitsch. Er hatte es ganz vergessen.

„Und dann sage Wladimir Wassilitsch doch, daß das Wasser im Stollen gefroren sei; auch der Faden ist ganz trocken, die Luntten sind unnötig.“

Diese Nachricht regte sogar Colja auf. Er murmelte und brummte und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum. Was? Das Wasser im Stollen gefroren? Auch der Faden ganz trocken? Die Luntten waren nicht mehr nötig? Das wäre denn doch — —

„Ja,“ meinte Sascha, „man kann jetzt ganz ruhig sein. Furcht ist unnötig.“

Als ob Colja Furcht gehabt hätte? Als ob er nicht ruhig gewesen wäre?!

Dann schickte sich Sascha zum Gehen an.

„He, Colja, kommst du nicht mit?“

Nein, Colja wollte bleiben, er mußte ja auf Wladimir Wassilitsch warten.

„Den siehst du später. Daß du ja auf der Straße bist, wenn Wera das Zeichen gibt.“

Colja versprach, alles zu rechter Zeit zu tun; jetzt wollte er noch im Keller bleiben. Er würde dann schon hinaufgehen und aufpassen.

Als Sascha gegangen war, löschte Colja das Licht, steckte es in die Tasche, wo er auch die Zündhölzer hatte und setzte sich auf eines der von ihm mit Erde gefüllten Fässer. Er war vollständig verwirrt im Kopfe. Die Nachricht, daß das Wasser im Stollen gefroren sei und man die Mine mittels des Fadens anzünden konnte, verschob auf einmal alle seine Begriffe. Er hatte sich alles so prächtig ausgedacht; mit solcher Mühe und solchem Aufwand von Schlaueit, daß seine Geisteskräfte vollständig erschöpft waren. Was bedeutete das nun wieder? Was hatte Wasser zu frieren und der Zündfaden trocken zu sein? Welcher Unsinn! Wie die Dinge standen, konnte Wladimir Wassilitsch jetzt die Mine wunderschön anzünden, ohne daß ihm dabei ein Haar gekrümmt würde. Nun gut! Wladimir Wassilitsch würde es tun, die Mine würde aufspringen, die Menschen würden sterben, von Wladimir Wassilitsch umgebracht werden. Dann war er ein Mörder. Aber das Täubchen Tania Nikolajewna sollte mit ihren süßen, heiligen Lippen keinen Mörder küssen, und der Wunderknabe sollte keinen Totschläger zum Vater haben; also durfte Wladimir Wassilitsch die Mine nicht anzünden; statt seiner mußte es ein anderer tun — Colja natürlich! Soweit war die Sache ganz klar; doch nun kam der Wirrwarr. Denn Colja konnte für Wladimir Wassilitsch den Totschlag begehen und trotzdem am Leben bleiben; war das Wasser doch gefroren, war der Faden doch trocken. Was waren das für Geschichten! Seit Wochen hatte er sich darauf vorbereitet, für das Glück des Täubchens Tania Nikolajewna zu sterben, er hatte bereits von dem Täub-

chen feierlichen Abschied genommen, sich zum Abschied von dem Täubchen küssen lassen und nun sollte plötzlich alles anders werden? Daraus mochte ein Klügerer klug werden! Zum Glück bekam Colja in dieser höchsten Not einen ganz besonders schlaunen Einfall. Wenn er die Mine mittels des Fadens anzündete und am Leben blieb, so mußte er mit Tania Nikolajewna nach Eskowo. Dagegen blieb Wladimir Wassilitsch in Moskau zurück, und es würde die alte Geschichte werden mit dem Minenlegen, dem Senzen und Morden nämlich! Kam aber Colja bei der Sache um, so mußte Wladimir Wassilitsch Tania Nikolajewna nach Eskowo begleiten, denn Wera war ja eingesperrt, und Sascha sollte, gleich nachdem die Sache geschehen war, nach Petersburg. Wer anders als Wladimir Wassilitsch konnte also mit dem Täubchen nach Eskowo — wenn nämlich kein Colja mehr da war. Denn natürlich mußte Wladimir Wassilitsch doch das Täubchen und den Wunderknaben in Sicherheit bringen. War er aber erst einmal mit Tania in Eskowo, wer weiß, wie dann alles wurde, ob er dann nicht die Lust an der Sache verlor. Denn wie konnte man mit Tania Nikolajewna in Eskowo auf der Steppe sein und dennoch wieder nach Moskau zurück wollen!

Colja atmete auf. Die Heiligen seien gebbt, das wäre also in Ordnung! Wie er es sich ausgedacht, so war es am besten. Ueberdies hatte er sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, es ginge gar nicht anders, als daß er für das Täubchen Tania Nikolajewna sterben mußte, und was dieser Colja sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das war so leicht nicht wieder herauszubringen.

Noch an eines mußte er denken, während er im Dunkeln saß und den weisen Entschluß faßte, sich an das gefrorene Wasser und den trockenen Faden einfach gar nicht zu kehren. Man hatte ihm gesagt, eine ganze Menge von Menschen würde sterben, wenn die Mine zu rechter Zeit aufsprang. Warum gleich eine ganze Menge — —? Colja wollte sich die Sache überlegen.

* * *

Als Sascha sich wieder auf der Straße befand, zauderte er nicht länger, die Tat, die er beschlossen hatte, zur Ausführung zu bringen. Anna Pawlowna sollte sterben. Sie war von dem Exekutivkomitee verurteilt worden und sie sollte gerichtet werden; nur in einer anderen, weniger gräßlichen Weise: er selbst wollte an ihr das Urteil vollstrecken. Ihr herrlicher Leib sollte nicht in Stücke gerissen, ihr himmlisches Antlitz nicht grauenvoll verstümmelt werden; es sollte eine schöne, eine wunderschöne Tote sein, nur mit einer kleinen, ganz kleinen, blutroten Wunde über dem Herzen, als hätte der Tod, in Liebe für sie erglühend, sie auf das Herz geküßt.

Sascha mußte eilen; es war die höchste Zeit. Sobald die ersten Gäste anlangten, war es zu spät; auch wurde dann wahrscheinlich die Straße vor dem Palast für das Volk abgesperrt.

Sascha begab sich nach der Hinterseite des Palastes, wo sich der Eingang für die Dienerschaft befand. Er wollte sich gerade einschleichen, als ihm eine Frau entgegentrat; sie hatte einen langen dunklen Mantel ungeworfen und den Kopf mit einem Tuche verhüllt.

„Alexander Dimitritsch!“

„Was wollen Sie? Wer sind Sie?“

Es war die Wirtin der Teeschenke, Marja Carlowna und sie wollte mit ihm reden.

„Ich habe jetzt keine Zeit, Sie sehen ja! Später also!“

„Nein, jetzt.“

„Aber so gehen Sie doch! Wie Sie zudringlich sind! Ich habe im Palast Petrowsky zu tun.“

„Bei Anna Pawlowna?“

„Ganz recht; bei Anna Pawlowna.“

„Sie sind ihr Liebhaber?“

„Was kümmert Sie das?“

„Ich wollte es nur wissen, von Ihnen selber wissen.“

„Nun gut; aber jetzt gehen Sie mir aus dem Weg.“

Doch Marja Carlowna blieb vor ihm stehen.

„Sie erinnern sich meiner?“

„Sie sind wunderbar, Marja Carlowna.“

„Ich habe Sie geliebt und ich bin vor Ihnen auf den Knien gelegen und Sie haben mich liegen lassen. Sie haben mich verschmäht und sind der Liebhaber Anna Pawlownas geworden, die mit Ihnen gespielt, die Sie aufgenommen und dann fortgewiesen hat, die jetzt Sie verschmäht und verachtet. Aber Sie, Sie lieben sie immer noch.“

„Ich frage Sie nochmals: Was geht das Sie an?“

„Sie bereuen nicht, was Sie mir angetan haben?“

„Was sollte ich zu bereuen haben? — — Aber nun ist es genug.“

Die beiden hatten dieses Gespräch mit unterdrückter Stimme geführt; dann schob Sascha die Wirtin fort und ging, hart an ihr vorüber, ins Haus. Ohne angehalten zu werden, gelangte er in das zweite Stockwerk hinauf, bis vor die Tür von Anna Pawlownas Toilettenzimmer; er hörte sie drinnen mit der Kammerfrau reden.

Entweder wollte er sich in der Nähe verbergen, bis sie hinaustrat, oder er wollte hineingehen und es drinnen tun, seinethalben im Beisein der Kammerfrau. Einen Augenblick zauderte er, dann trat er entschlossen auf die Tür zu, faßte den Griff — — Die Tür war unverschlossen, Sascha öffnete, trat ein, machte hinter sich zu.

„Wer ist da? — — Was wollen Sie, was unterstehen Sie sich?“

„Ich habe mit Ihnen zu reden, Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Schicken Sie Ihre Kammerfrau hinaus.“

Anna Pawlowna war aufgestanden und maß ihn mit ihren Blicken. Sie sah seine Entschlossenheit, seinen furchtbaren Ernst und gebot: „Geh hinaus, Anuschka!“

Die Kammerfrau ging, Sascha verschloß hinter ihr die Tür, stellte sich Anna Pawlowna gegenüber und sah sie an.

Sie war bereits in voller Toilette. Er erblickte ihre stolze Gestalt wie in einem glanzvollen Nebel, aus dem sich gespenstisch ihre marmorblassen Schultern hoben, und das weiße Antlitz mit dem leuchtenden Haar, welches sie zu einer Krone aufgesteckt hatte. Eine vollaufgeblühte, mächtige, dunkelrote Rose lag gleich einem Blutleck auf dem goldigen Schimmer.

Sie war bei Saschas Eintritt im Begriff gewesen, sich ihre Diamanten umhängen zu lassen, hatte der Kammerfrau den Schmuck abgenommen und hielt ihn in der Hand.

Fremd und kalt ruhten ihre Augen auf dem Eindringling. Er will mich töten, dachte sie. Aber sie fühlte keine Furcht.

„Ich frage Sie noch einmal, was Sie von mir wollen?“ fragte sie laut, ohne das leiseste Beben in ihrer Stimme. „Zwischen uns ist alles aus, wie Sie wissen.“

„Ich weiß es.“

„Ersparen Sie mir daher jede Auseinandersetzung; sie würde zu nichts führen.“

„Zu gar nichts.“
 „Also was wollen Sie?“
 „Wie Sie reden! Als ob Sie mich niemals geliebt hätten.“
 „Niemals!“
 „Dann haben Sie gelogen.“
 „Ja!“
 „Warum logen Sie?“
 „Ich belog mich selbst. Nun wissen Sie es und jetzt gehen Sie!“

Da er keine Bewegung machte, auch nichts sagte, wandte sie ihm den Rücken, trat an den Spiegel und begann, ohne sich im geringsten um ihn zu kümmern, ihre Diamanten anzulegen. Sascha faßte nach der Brusttasche seines Rockes, darin sein Revolver steckte, und schlich sich hinter sie. Sie bemerkte im Spiegel alles, ihr Blick wurde starr, ihre Hand schwer und eiskalt. Aber sie fuhr fort, das schwere Halsband zuzuhaken.

„Anna,“ rief Sascha mit unterdrückter Stimme, „Anna, warum hast du dich selbst belogen?“
 Sie blieb stumm.

„Antworte!“
 Sie wußte, daß es in ihrer Macht stand, ihm von neuem zu belügen. Sie brauchte sich nur umzuwenden, ihn anzusehen, und sie würde am Leben bleiben. Aber sie sah starr in den Spiegel und bedeckte ihren Hals mit den Brillanten.

Sascha zog das Pistol hervor und spannte den Hahn.

Sie sah im Spiegel jede seiner Bewegungen; die Kälte und die Schwere durchdrangen jetzt ihren ganzen Körper.

„Anna!“
 Er trat dicht hinter sie.
 „Schieß nur!“ flüsterte sie und nickte ihm zu.
 „Anna! Anna! Anna!“
 Aber sie sagte nichts mehr.
 Da riß er sie an sich, setzte ihr das Pistol auf die Brust, drückte ab.

Sie blieb an seiner Brust ruhen, blickte ihm an, seufzte und starb. Sascha ließ sie sauft auf den Teppich niedergleiten, stand vor ihr und betrachtete sie.

Sie war schön, eine wunderschöne Tote!

Niemand mußte den Schuß gehört haben, niemand kam. Sascha löschte die Lichter, tastete sich zur Tür, schloß auf und entfernte sich langsam.

* * *

Wladimir und Natalia befanden sich unter dem Volk, das sich aufgestellt hatte, um den Zaren in den Palast Petrowsky einfahren zu sehen. Niemand wußte mit Sicherheit zu sagen, ob der Kaiser kommen würde. Man wußte im Volk nicht einmal, ob der Monarch überhaupt in Moskau eingetroffen sei.

Die Nihilisten wußten es.

Die beiden hatten sich so aufgestellt, daß sie sowohl den Palast wie das ehemalige Kloster übersehen konnten; sie wollten nur kurze Zeit unter der Menge bleiben und sich sodann, ehe die Straße gesperrt wurde, in das Haus des Popen begeben. Welches Glück, daß als Zeichen zum Auffliegen der Mine das Zertrümmern einer Scheibe bestimmt worden war; sollte Colja nicht auf der Straße Posten nehmen können, so erreichte er seinen Zweck ebensogut, wenn er sich im Flur des Popenhauses versteckt hielt, wo er das Klirren des brechenden Glases deutlich vernehmen mußte. — Daß Wera das Zeichen nur nicht früher gab, als bis der Kaiser den Saal betreten! Doch sie hatte die bestimmtesten Instruktionen erhalten, war klug und würde gehorsam sein.

Wie gut war es, daß die Mine gelegt worden war; wie viel besser, als wenn sie dem Kaiser eine Bombe geworfen hätten. Massenmord war immer sicherer!

Also sowohl Anna Pawlowna wie Boris Alexeiwitsch glaubten wirklich, daß man nicht wagen würde, etwas Großes zu unternehmen, wähten wirklich, daß der Nihilismus eine leere Redensart, daß man unentschlossen, furchtsam und feige sei —

— Welche Verachtung des Volksgeistes sprach sich in diesem Glauben aus, welche Verhöhnung einer Sache, der sie doch angehört hatten. Allerdings ließ die Prinzessin Palast und Umgebung einer genauen Untersuchung unterziehen; aber sie hatte sich doch, als man nichts vorfand, vollkommen beruhigt, sich in dem Glauben gewiegt, daß sie nichts unternehmen, daß sie es nicht wagen. Nun, sie sollte an den Nihilismus glauben müssen.

Die gewaltige Tatsache, daß der Nihilismus kein leerer Wahn sein, hatte Wladimirs und Natalias letztes Gespräch gebildet, als beide sich auf dem Weg nach dem Palast Petrowsky befanden — auf ihrem letzten Gange. Nun schwiegen sie und fühlten sich im Vergleich zu den wütenden Aufregungen der letzten Wochen sehr ruhig. Beide beobachteten sich selbst und beide waren erstaunt, daß man in der letzten Stunde seines Lebens, vor einem Ende, wie es ihnen bevorstand, so gelassen sein konnte.

Dann kam das Ostergeläut, dann kam der Auferstehungsjubel des Volkes, dann war es Zeit, daß die beiden „Auferstandenen“ sich in ihre Gruft begaben.

„Da steht Wera bereits am Fenster,“ flüsterte Natalia Wladimir zu.

„Die Aufregung wird sie auf ihren Wachtposten treiben, denn es ist ja noch viel zu früh! Noch ist nicht ein einziger Gast da.“

„Doch; einer ist schon da, einen sehe ich.“

„Wen?“

„Boris Alexeiwitsch.“

„Wo ist er?“

„Im Saal, dort oben dem Fenster Weras gerade gegenüber.“

„Was bedeutet das? Er wird sie erkennen! Warum bleibt sie stehen?“

„Ich glaube, er hat sie bereits erkannt. Er blickt steif zu ihr hinüber und jetzt — jetzt macht er ihr Zeichen.“

„Teufel!“

In diesem Augenblick marschierten Polizisten auf und drängten die Menge zurück. Plötzlich entstand ein Tumult.

„Was ist geschehen?“ rief Wladimir.
 Irgendwer rief einem anderen zu: „Sie haben ihn festgenommen.“

„Einen Taschendieb?“

„Einen Nihilisten! Der Kerl wollte unserem Väterchen, dem Zaren, an sein heiliges Leben.“

Kaum war das bekannt geworden, als das Volk in ein Wutgeheul ausbrach. Alles drängte nach der Stelle hin, wo die Polizisten den Mann, der sich gar nicht zu wehren schien, ergriffen hatten.

Wladimir und Natalia wurden mit fortgerissen.

Man schrie in der Menge: „Er hat einen Revolver bei sich! Er wollte den Zaren töten! Schlagt ihn tot, den Hund! Nieder mit dem verdammten Nihilisten! Nieder!“

Nun sahen Wladimir und Natalia den Gefangenen. Es war Sascha.

Die Polizisten hatten einen dichten Kreis um ihn gebildet und verteidigten ihn gegen das Volk, welches wie rasend war. Ein Trupp Männer brachte ein junges Weib herbei, es war Marja Carlowna! Sie

fürten die Wirtin im Triumph herbei, denn sie war es, die den Nihilisten entdeckt und ihn der Polizei angegeben hatte.

Plötzlich ertönten schreckliche Schreie aus dem Palast Petrowsky: „Die Prinzessin ist ermordet worden!“

Der wahnsinnige Aufschrei eines Weibes folgte diesem Ruf. Dann stürzte Marja Carlowna zu den Polizisten, die Sascha umringten: „Er ist unschuldig! Ich habe ihn fälschlich angeklagt: Laßt ihn frei! Er ist unschuldig, unschuldig — —“

Sie geberdete sich wie von Sinnen; aber niemand achtet auf sie; ihr Jammergeschrei verschlangen die Stimmen des erregten Volkes: „Mörder! Mörder! Man hat die Prinzessin gemordet! Man wollte den Zaren morden! Mörder! Mörder!“

Was war das?

Die Menge kreischte auf vor Entsetzen und stob auseinander. Ein gewaltiger Krach, dem ein furchtbares Getöse folgte. Sämtliche Fensterscheiben des Palastes und der zunächstliegenden Häuser zersprangen, der Boden bebte, die Mauern schienen zusammenzustürzen, aus dem ersten Stockwerk des Palastes wälzte sich Dampf.

„Die Nihilisten!“

Es war wie ein einziger Schrei.

Ja, die Nihilisten! — Die Mine war aufgefliegen — viel zu früh!

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Wieder feierten die Russen das Auferstehungsfest.

In Moskau dachten einige daran, was in der letzten Osternacht Furchtbares geschehen war; daß die Prinzessin Petrowsky von einem Nihilisten ermordet worden, daß die Nihilisten ein Attentat auf den Kaiser geplant hätten, und daß die Mine zu früh aufgefliegen war — viel zu früh!

In der ganzen Stadt, im ganzen Lande hatte man deswegen Gottesdienste abgehalten, das ganze Land hatte das verfrühte Auffliegen der Mine gefeiert.

Wera stellte sich vor, was geschehen wäre, wenn das Attentat geglückt und die Mine zu rechter Zeit aufgefliegen wäre — ein Massenmord!

So wie es gekommen, hatte das Unglück die kleinsten Dimensionen angenommen. Bei der Nachricht von der Ermordung der Prinzessin war die Dienerschaft, die gerade im Saale beschäftigt gewesen, davongestürzt. Nur einige leichte Verwundungen geschahen, die meisten davon unter dem Volk auf der Straße.

Der Haß gegen die Urheber des vernichteten Attentats wuchs von Tag zu Tag. „Nihilist“ ward ein Schimpfwort, ein Fluchwort. Aber die Nihilisten hörten nicht auf, das Schicksal des russischen Volkes gestalten zu wollen; sie fuhren fort, das russische Volk zu befreien, das russische Volk zur Menschenwürde zu erheben, für das russische Volk zu Helden, Märtyrern und Mördern zu werden.

Vieles von jenem Attentat blieb in Dunkel gehüllt. Man hatte den Nihilisten Alexander Dimitritsch, denselben, der die Prinzessin Petrowsky ermordet, gefangen genommen, später noch eine Nihilistin, und man fand in dem Stollen den Leichnam desjenigen, der die Mine in die Luft sprengt.

Niemand erfuhr, wer es gewesen, dem Moskau die Verhinderung des Massenmordes zu danken hatte — niemand bekümmerte sich darum: dem verfluchten Kerl war recht geschehen! Man nahm allgemein an, daß dem Betreffenden entweder das Zeichen zum Auffliegen der Mine zu früh gegeben worden war, oder daß er irgendein anderes Geräusch für dieses Zeichen genommen hatte. Rätselhaft blieb auch, weshalb der Mensch zum Entzünden der Mine sich nicht eines Schwefelfadens bedient hatte. Was man von

dem Leichnam des Nihilisten an verbrannten und verkohlten Stücken auffand, wurde irgendwo eingegraben: Verdammt sei sein Andenken!

Verdammt sei sein Andenken!

So oft Wladimir des treuen Knechtes Tanias gedachte, hatte er für den Namen Coljas diese Verwünschung. Es kam ihm nicht in den Sinn zu grübeln, weshalb Colja die Mine in Brand gesteckt hatte — mittels einer Lunte oder seines Lichtes. Er nahm an, daß Colja neugierig geworden. — Colja und neugierig; neugierig bei etwas, das die „Sache“ anbetraf! — daß er in den Keller geschlichen, in den Stollen gekrochen war, die Mine betrachtet, sich dem Sprengstoff mit dem Lichte genähert, und so durch eine unerhörte Unvorsichtigkeit die Mine in die Luft gesprengt hatte — viel zu früh! viel, viel zu früh!

Von diesem „zu früh“ konnte Wladimir seinen Geist gar nicht losreißen; dieses „zu früh“ marterte ihn Tag und Nacht, brachte ihm fast um seinen Verstand. Als die Mine aufflog, hatte er laut aufgeschrien: „Zu früh!“ Wären der Lärm, den die Katastrophe verursachte, der Tumult und das Geschrei der Menge nicht so ungeheuer gewesen, man hätte ihn hören und durch seinen Ausruf als einen der Attentäter erkennen müssen; wahrscheinlich, daß er dann von den Rasenden gelyncht worden wäre, wie das beinahe mit Sascha geschehen war.

„Zu früh, viel zu früh!“ Wladimir war hingestürzt, hatte sich mit der Wut des ausbrechenden Wahnsinns zu dem Hause des Popen Bahn gebrochen und war in den Keller hinuntergetaumelt. Aber er konnte auch nichts anderes tun als rasen und verzweifeln. Natalia war ihm gefolgt und Natalia rettete ihn. Er lag auf dem Hof am Boden und schon drängten sie von der Straße herein. Da warf Natalia sich zu ihm nieder, umfing sein Haupt, drückte ihr Gesicht gegen seines und flüsterte ihm ins Ohr, daß er jetzt am Leben bleiben müsse — nicht für Tania und seinen Sohn, sondern für Rußland, für das Volk, für die Sache, für sein Prinzip, um die verlorene Schlacht durch einen herrlichen Sieg vergessen zu machen. Mit glühenden, gewaltigen Worten raunte sie ihm, von seiner Berufung zum Helden und Märtyrer: „Tröste dich! Es ist ein Glück, daß es so gekommen ist; sowohl für dich, wie für das russische Volk. Du darfst noch nicht zugrunde gehen, du mußt noch leben bleiben, leben, weil du Größeres vollbringen sollst, als dieses gewesen wäre. Lasse dich nicht finden, lasse sie nicht auch noch diesen Triumph haben, lasse dich nicht von diesen Bestien in Stücke reißen. Denn sie sind nicht das russische Volk! Raffe dich auf, fliehe, rette dich! Geh nach Peterburg, dringe bis zum Kaiser, töte den Tyrannen, morde ihn mit eigener Hand, befreie Rußland, werde der Begründer einer neuen Zeit — du, du allein!“

So die Fanatikerin. Und Wladimir hörte auf sie, Wladimir raffte sich auf, floh mit ihr und rettete sich. Mit Natalia und Tania zusammen begab er sich nach Eskowo.

Aber auch in dem Steppendorf war er nicht sicher; wenigstens drängte ihn Natalia von dort hinweg, ins Ausland. Sie konnte ihm nicht weiter folgen und mußte bei Tania zurückbleiben; doch sie erlebte es noch, daß sein erster Brief, der an sie gerichtet war, in Eskowo ankam. Wladimir schrieb er befände sich in Genf in vollkommener Sicherheit und mit vielen Gesinnungsgenossen zusammen. Sie hätten einen großen Plan gefaßt. Sobald der Augenblick zur Aktion gekommen, würde er mit einigen anderen — darunter ein junges Mädchen — wieder nach Rußland zurückkehren, nach Petersburg! Wla-

dimir beschwor Natalia, noch das nächste Osterfest zu erloben.

Aber bei Natalia half keine Beschwörung mehr, selbst nicht, wenn sie von solchen mächtigen Lippen kam. Sie starb in dem heiligen Glauben, daß der Auserwählte seine Mission erfüllen und der Messias des russischen Volkes werden würde, sie starb, ohne jede Hoffnung, daß sie, die beiden „Auferstandenen“, sich jemals in einem anderen Leben wieder begegnen könnten.

Gesegnet sei sein Andenken!

Tania segnete es; mit jedem Gedanken, den sie den Toten weihte, segnete sie das Andenken ihres Getreuen. Hätte Colja erfahren können, wie viele Tränen von den Augen seines Täubchens ihm nachgeweint wurden, er wäre der Seligste der Seligen gewesen; und zugleich hätte der Schmerz, welchen eine, die noch lebte, um ihn fühlte, seinem Geist keine Ruhe im Grabe gelassen, so daß er hätte zurückkehren müssen auf die Welt, um das Täubchen über den Tod ihres selig verstorbenen Colja zu trösten.

Tania wußte, wie er umgekommen, wo und warum er die Mine angezündet hatte und das viel zu früh! Sie wußte es, als ob sie in der Seele des Toten gelesen. Um ihretwillen war er eines Helden- und Märtyrertodes gestorben! Und Tania ahnte auch, daß das Opfer seines Lebens ein vergebliches sein würde.

Als ihr kleiner Sohn zu sprechen anfing, war das erste Wort, welches sie dem Kinde lehrte, der Name Colja; und erstaunlich, geradezu erstaunlich war es, wie schnell der Wunderknabe den Namen lernte; Colja wäre darüber in helles Entzücken geraten.

Ostern wurde gefeiert, als drei Frauen aus Moskau eine Wallfahrt nach Kasan antraten; das Mütterchen, Anuschka und die Wirtin Marja Carlowna. Das Mütterchen hatte nicht eher Ruhe gelassen, als bis die weite Wanderschaft unternommen wurde; sie hatte ein Gelübde getan, wenn ihr Grischa und Wera Iwanowna ein Paar würden, wollte sie aus Dankbarkeit zur heiligen Mutter Gottes von Kasan pilgern. Nun waren die beiden ein Paar geworden, denn Grischa war tot und tot war Wera Iwanowna, das Mädchen, welches ihr Grischa liebgehabt, lieber noch, als selbst sein altes Mütterchen, und im Himmel hatte man die Hochzeit der beiden gefeiert, mit allem himmlischen Pomp, mit allen Heiligen als Gäste. Da half kein Reden Anuschkas, daß Wera Iwanowna noch am Leben und nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verdammt sei — das Mütterchen blieb dabei, daß Wera Iwanowna tot war und tot war Grischa, und die beiden Toten hatten Hochzeit gehalten, und das Mütterchen mußte zur heiligen Mutter Gottes nach Kasan. Also ging Anuschka mit dem irrsinnigen Mütterchen nach Kasan, und Marja Carlowna, bei der die beiden immer noch wohnten, ging mit ihnen, denn Marja wollte einen Bußgang tun, und wäre am liebsten mit bloßen Füßen gegangen, durch Disteln und Dornen.

Das Gericht war noch damit beschäftigt, dem Nihilisten und geständigen Mörder Alexander Dimitritsch den Prozeß zu machen, als man ein Mädchen vor die Schranken führte, eine gewisse Wera Iwanowna aus Eskowo. Diese Wera Iwanowna war eine der Moskauer Polizei seit langem verdächtige Persönlichkeit, auf welche man nach jenem mißglückten Attentat eifrig, aber vergeblich gefahndet hatte. Plötzlich stellte sie sich selbst den Gerichten. Sie gab vor, daß Gewissensbisse sie peinigten und legte ein umfassendes Geständnis ab, Dinge über ihre nihilistische Tätigkeit aussagend, die ihre Sache zu einem nicht minder schweren Fall machten, als die-

jenige eines gewissen Alexander Dimitritsch war, der übrigens gleichfalls aus dem Steppendorf Eskowo kam. Wera Iwanowna klagte sich an, den Bauernaufstand in Dawidkowo erregt zu haben und die Schuld an der Ermordung des Gutsherrn zu tragen. Ferner hatte sie bei dem großen nihilistischen Putsch in der Osternacht eine Hauptrolle gespielt; sie hatte bei der Fabrikation des Dynamits geholfen und hätte das Zeichen zum Aufliegen der Mine geben sollen. Das Urteil lautete auf Transportation nach Sibirien und auf lebenslängliche Zwangsarbeit. Dieselbe Strafe erhielt der Nihilist Alexander Dimitritsch zuerteilt.

Wie Marja Carlowna alles versuchte, den Mörder Anna Pawlownas zu retten, so tat Boris Alexeiwitsch vergeblich die verzweifeltsten Schritte, um für Wera Gnade zu erwirken. Erst als er sich von der vollkommenen Hoffnungslosigkeit der Sache überzeugt hatte, verließ er Moskau. Vorher wollte er Wera noch ein letztes Mal sprechen; aber Wera weigerte sich, ihn zu sehen. Boris Alexeiwitsch ging nach Paris, wohin die Fürstin ihm folgte.

Und Ostern war es wieder — —

Noch immer war es tiefer Winter. Die ungeheure, wilde Steppe lag verschneit und vereist mit erstarrten Lebensgeistern. Nach allen Richtungen hin erstreckte es sich unabsehbar, unendlich, als würde von diesem Punkt der Erde aus die ganze Welt mit Schnee und Eis überzogen.

Wera blickte auf die trostlose Landschaft und erinnerte sich, was sie in der Osternacht vor zwei Jahren, als sie mit Sascha auf der Straße nach Eskowo wanderte, wie eine Vision vor sich erblickt hatte — die Wildnisse Sibiriens! Und in der Oede zwei einsame menschliche Gestalten, welche kettenbeladen dahinschwankten. Kettenbeladen schritt sie dahin durch die ungeheure sibirische Steppe, kettenbeladen wanderte neben ihr Sascha — kettenbeladen schwankten vor ihr und hinter ihr andere lebenslänglich Verurteilte, Männer und Frauen, darunter Greise, die dem Grabe zuwankten, Jünglinge, die das Leben eben erst begonnen.

Und Wera erinnerte sich der Stimme, die sie in jener Nacht zu hören geglaubt: „Das leiden wir für die Freiheit des russischen Volkes!“ — Und fast hätte Wera laut geantwortet: „Nein, das leiden wir durch unsere Schuld! Und wir leiden es für diejenigen, die uns unsere Schuld gegeben haben.“

Aber Wera war stark. Ob das Eisengewicht an ihren Händen und Füßen sie auch beinahe zu Boden niederriß, stark war sie trotzdem, die Stärkste von allen. Und alle erkannten es, alle erhoben sich an ihrer Kraft, allen war sie Hoffnung, Trost und Zuversicht. In den sibirischen Wüsten würde Wera erfüllen, wonach sie ein so gewaltiges Verlangen getragen, was sie mit aller Macht ersehnt und erstrebt hatte: In der Gefangenschaft und Verbannung würde sie wirken, nützen, helfen und das lebenslänglich.

„Ja, Wera Iwanowna — die ist stark!“

Es war Sascha, der diese Worte zu einem der Verdammten über seine Freundin sprach. Er sah dabei zu ihr hinüber, und als sie ihm zunickte, lächelte er.

* * *

Um die Osterzeit war's, da kam der große Augenblick, von dem Wladimir an die sterbende Natalia geschrieben, er kam und ganz Europa, die ganze zivilisierte Welt schrie auf vor Entsetzen und Empörung: Alexander der Zweite wurde in Petersburg von den Nihilisten ermordet.

Einer der welthistorischen Mörder war Wladimir.

Er wurde mit den anderen zum Tode verurteilt und durch den Strang gerichtet. Sein letzter Gedanke war: „Daß Natalia Arkadiewna dies erlebt hätte, daß dein Sohn dich sterben sehen könnte!“

Tania überlebte das Gräßliche. Ihr Sohn erfüllte herrlich die Meinung, die Colja von ihm gehegt hatte, und half das Wunder ihres Weiterlebens vollbringen. Es heißt, die Witwe Wladimir Wassilitschs dächte daran, den Sohn des großen Nihilisten für das Kloster zu erziehen. In diesem Heiligtum soll der wilde Geist Wladimirs in seinem Sohn zu einem besseren Leben auferstehen.

Allerlei Interessantes.

Eine heimliche Ehe des Herzogs Borwin von Mecklenburg. Ein interessanter Prozeß, der nach Deutschland hinüberspielt, beschäftigt die amerikanischen Gerichte. Vor dem Vormundschaftsgericht in Kingston im Staate New York klagen die erwachsenen Kinder der Gräfin de Gasquet-Jaimes, geborene Elisabeth Prat-Tibbritts aus New York, der Gräfin, ihrer Mutter, die Verwaltung des vom Vater hinterlassenen Vermögens von mehreren Millionen Mark zu entziehen. Als Grund gibt die Klage an, daß die Mutter eine heimliche Ehe mit dem Herzog Heinrich Borwin von Mecklenburg-Schwerin eingegangen sei. Die Mutter ist 55 Jahre alt, der Herzog zählt 26. Die Hinterlassenschaft wird von den Kindern als gefährdet betrachtet, weil sie annehmen, daß in der Ehe mit dem Herzog das Geld ausgegeben werde, und es nicht, wie es das Testament bestimmt, den Kindern zugute komme. Die Gräfin de Gasquet-Jaimes wohnt auf Schloß Stattenegg in Krain; sie besitzt außerdem in Dinard in Frankreich eine Villa und eine große Wohnung in Dresden, wo sie die Bekanntschaft des Herzogs Borwin gemacht hat. Wo und wann die Heirat zwischen dem Herzog und der Gräfin stattgefunden hat, ist nicht bekannt. Die Kinder behaupten in der Klage, im Besitze vollständiger Dokumente zu sein, daß eine heimliche Ehe vollzogen worden sei.

Ein geheimnisvolles Land. In den vorchristlichen Jahrhunderten blühte da, wo sich heute die menschenleere Oede von Taklamakan ausdehnt, ein mächtiger buddhistischer Staat, das Kaiserreich von Lulan oder Schenschen. Diese rätselhafte Kulturmacht, die sich noch im 7. Jahrhundert n. Chr. auf der Stätte des heutigen Chinesisch-Turkestan ausbreitete und bisher durch literarische Ueberlieferung bekannt war, bildet seit langem den Gegenstand wissenschaftlicher Streitfragen unter buddhistischen Gelehrten Japans. Im Auftrag eines japanischen Kirchenfürsten, des Grafen Otan, hatte nun vor etwa zwei Jahren der Priester Zuiche Tachibana eine Expedition nach Chinesisch-Turkestan unternommen, um Näheres über dies alte buddhistische Reich festzustellen. Vor kurzem ist er nach der Heimat zurückgekehrt und hat in der Tokioer Zeitung „Jiji“ einen vorläufigen Bericht veröffentlicht, der uns die eingehende Lösung eines weltgeschichtlichen Problems in Aussicht stellt. Der Gelehrte begann seine Reise in Omsk mit der sibirischen Eisenbahn, ging zunächst durch das russische Gebiet von Semipalatinsk, wo die Wege erträglich waren, betrat bei der Grenzstadt Ngausi, Chinesisch-Turkestan, und reiste nun weiter mit 20 Pferden, 15 Kühen, 20 Kamelen und einer Anzahl von Schafen. Er gelangte glücklich nach der Stadt Turfan am Fuße der höchsten Berge in der großen Gebirgskette von Tienschau. Schwierigkeiten stellten sich ihm erst entgegen, als er nach der Abreise von Turfan in das öde Lobnorgebiet der

Taklamakanwüste kam. Beim Vordringen in diesem menschenleeren, unfruchtbaren Gebiet benutzte er als Führer das Tagebuch jenes chinesischen Buddhisten-Priesters Hsuen Chwang, der auf seinem Weg nach Indien im Jahre 629 n. Chr. das Land durchwandert hatte und dessen Aufzeichnungen die wichtigste Quelle für unsere Kunde von dem alten Lulanreich darstellen. Aber wie anders fand es der Japaner, mehr als 1300 Jahre später! Wo damals ein glückliches Volk in einem blühenden Lande wohnte, gähnte jetzt eine leere Wüste. Die Grabungen wurden auf der Stätte des alten Lulan von reichen Erfolgen gekrönt. „Wir fanden,“ so berichtet Tachibana, „viele buddhistische Bücher, heilige Statuen und Gemälde. Diese kostbaren Ueberreste wurden unter den Trümmern der alten buddhistischen Tempel gefunden, die Dutzende von Fuß unter der Erdoberfläche begraben liegen. Wahrscheinlich sind die Paläste und Tempel des alten Lulan von den Mohammedanern, die das Land unterjochten, zerstört worden. Wenn diese Dokumente und andere Reliquien genau untersucht sind, werden sie eine Fülle neuen Lichts auf die Geschichte des Buddhismus werfen. Die Funde bestätigen die bereits früher ausgesprochene Theorie, daß der Buddhismus auf dem Wege über Chinesisch-Turkestan nach China kam. Turkestan war in alten Zeiten von einem Volk, den Uiguren, bewohnt, unter dem der Buddhismus freundliche Aufnahme fand. Die Risse wurden dann von den Mohammedanern verlichtet, und auch die uigurische Sprache überlebte das Volk nicht. Bei meiner Expedition habe ich eine Anzahl von Dokumenten gefunden, die in Uigurisch geschrieben sind und sowohl von hohem religionsgeschichtlichen als auch philologischen Wert sein werden.“

Der verunglückte Plagiator. Als wir eines Tages auf einem alten Edelsitz in Quartier lagen, wurde nach der Tafel das Fremdenbuch herübergereicht mit der Bitte, sich zur Erinnerung an die Einquartierungszeit einzutragen. Der Major setzte zuerst seinen Namen mit einem herzlichen Dank an die Hausfrau hinein, die anderen Kameraden folgten, und unser jüngster Leutnant kam mit einem Sprüchlein, das er schon mehrfach bei ähnlichen Gelegenheiten in derartigen ländlichen Fremdenbüchern zum Besten gegeben hatte:

„Ich marschiere hin, ich marschiere her,
Ich marschiere manchmal kreuz und quer,
Ich bin marschiert von Ort zu Ort,
Ich heiße Hans von Löwenhort.“

Dieser schöne Vers imponierte einem Leutnant eines anderen Regiments, der zufällig als Gast anwesend war, und er beschloß, ihm bei seinem Quartiergeber zu verwerthen. Er schrieb also in dessen Fremdenbuch hinein:

„Ich marschiere hin, ich marschiere her,
Ich marschiere manchmal kreuz und quer,
Ich bin marschiert von Ort zu Ort,
Ich heiße Willy Rösemann.“

Als er seine Eintragung noch einmal durchlas, rief er aus: „Donnerwetter! Das reimt sich doch gestern!“

Die Taifun-Verheerungen auf den Philippinen. Nach den letzten Nachrichten von den südlich von Manila gelegenen Philippineninseln, die jüngst von einem gewaltigen Wirbelsturm heimgesucht wurden, sind bei der elementaren Katastrophe elf Küstendampfer und viele kleinere Fahrzeuge gesunken oder gestrandet. Die Stadt Cebu ist zum Teil, fünf kleinere Orte sind ganz zerstört. Die Zahl der Toten beträgt etwa 1000. Der Schaden wird auf zehn Millionen Mark, die Verluste an der Zuckerernte werden auf zehn Prozent geschätzt.